

GO

05/10

Magazin der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl



HS – Handwerk mit System®



Professionelle Malerarbeiten, Trockenbau, Putz- und Stuckarbeiten, Wärmedämmverbundsysteme, energetische Gebäudesanierung, Komplettleistungen und Planung aus einer Hand. An über 90 Standorten in Deutschland, in Frankreich, Österreich, Spanien und der Schweiz. www.heinrich-schmid.de



Heinrich Schmid®

Maler Ausbauer Dienstleister



meister,
maler,
krause &
kollegen

Ihr gutes Recht

Anwälte

Reinhard Meister

Michael Maier

Rolf Krause

Ulrich Steinacher

Gabriela Maier

Rechtsgebiete

Arbeitsrecht

Familienrecht

Erbrecht

Mietrecht

Privates Baurecht

Reiserecht

Strafrecht

Verkehrsrecht

Sozialrecht

Arzthaftungs- und

Medizinrecht

Und hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei Meister, Maier, Krause & Kollegen

Bismarckstraße 26 72622 Nürtingen

Fon 0 70 22/97 93-0 Fax 0 70 22/97 93-97

www.kanzlei-meister.de Zentrale@kanzlei-meister.de





Ihre Finanzen sollten sich Ihrem Leben anpassen, nicht umgekehrt.

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Der **VR-FinanzPlan** ist das Herz unserer Beratung, die Sie mit Ihren Wünschen und Zielen in den Mittelpunkt stellt. So finden wir gemeinsam für Sie in jeder Lebenssituation und für jedes Bedürfnis die richtige finanzielle Lösung.

www.volksbank-reutlingen.de



Die Welt von fischer



www.fischer.de

Innovativ, eigenverantwortlich und seriös:
Diese Werte des fischer Leitbilds bestimmen unser Handeln. Dazu gehört, unsere gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen, indem wir eine aktive Öffentlichkeitsarbeit pflegen. Dafür braucht es starke und kritische Partner in den Medien: Zum Beispiel gut ausgebildete Journalisten der Zeitspiegel Reportageschule Günter Dahl.



EDITORIAL

Das ganze Trauma des Menschen beginnt mit der Geburt – raus aus dem Mutterleib, rausgeworfen in die Welt. Raus, das markiert Aufbrüche, Übergänge, Zwänge.

Der 5. Lehrgang der Reportageschule hat sich nach heftiger Diskussion für das Thema „Raus!“ entschieden. Weil mit diesem Begriff sowohl die eigene Situation als auch das Lebensgefühl einer ganzen Generation beschrieben wird. Raus ins Berufsleben, raus aus überkommenen Denkmustern – aber auch raus aus dem Nest.

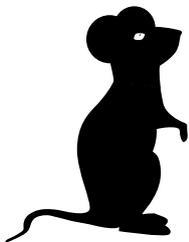
Raus bedeutet zudem für viele Menschen: Arbeitslosigkeit, Ausgrenzung, Abschiebung und Flucht. Im Titel steckt aber auch sein Gegenteil: dableiben und verharren.

„Hotel Mama“ ist darum im Spektrum der Reportagen ebenso zu finden wie die Geschichte jenes jungen Weltenbummlers, der vor lauter „raus“ rastlos durch die Welt rast. Raus bei Wind und Wetter müssen die Seenotretter, nicht mehr rein nach Deutschland kommt eine Familie aus dem Kosovo. Ausgrenzt aus der Stammesgemeinschaft als Hexen werden Frauen in Indien, in Sachsen warten alte Menschen auf ein gelbes Auto. Und wem es im eigenen Wohnzimmer zu gemütlich wird, der kann per Mausclick raus in die sibirische Kälte reisen.

Trotz eines überschaubaren Reiseetats haben die jungen Reporter, Schreiber wie Fotografen, weltweit viele Facetten zum Thema aufgespürt: Südafrika, Japan, Israel, Schweden, Indien – einige haben den Titel des neuen Go-Magazins dann doch sehr wörtlich genommen.

Die Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl entlässt die Absolventen in eine (nicht nur) für Journalisten schwierige Zeit. Wir hoffen, dass sie jemand „Rein!“ lässt.

Philipp Maußhardt



IMPRESSUM 05/10

Reportagemagazin Nr. 5 der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl, einer Kooperation der Reportageagentur Zeitspiegel und der Volkshochschule Reutlingen GmbH

Chefredaktion: Philipp Maußhardt, Erdmann Wingert

Art Director: Claudia Haas
Wolfgang Behnken (Beratung)

Textredaktion: Wolfgang Alber, Ingrid Kolb,
Philipp Maußhardt, Petra Schnitt, Erdmann Wingert

Bildredaktion: Prof. Rolf Nobel (Koordination),
Uli Reinhardt (Koordination), Christina Franzisket,
Arwen Möller

Chefs vom Dienst: Nicola Abé, Patrick Hemminger

Autoren: Nicola Abé, Mathias Becker, Agnes Fazekas,
Christina Franzisket, Jennifer Giwi, Patrick Hemminger,
Nico-Elliot Kälberer, Johan Kornder, Thomas Krause,
Arwen Möller, Dagny Riegel, Jan Söfjer

Fotografen: Katharina Alt, Vivian Balzerkiewitz,
Christina Franzisket, Hannes Jung, Nora Klein,
Hanna Lenz, Jan Lieske, Kai Löffelbein, Felix Schmitt,
Mario Wezel

Illustrationen: Martin Wojciechowski, wandadel.de

Schlusskorrektur: Mathias Becker, Agnes Fazekas,
Patrick Hemminger, Johan Kornder, Thomas Krause,
Dagny Riegel

Druck: Sautter, Reutlingen

Herausgeber: Zeitspiegel-Reportageschule
Günter Dahl, c/o Volkshochschule Reutlingen,
Spendhausstr. 6, D 72764 Reutlingen

Geschäftsführer: Dr. Ulrich Bausch

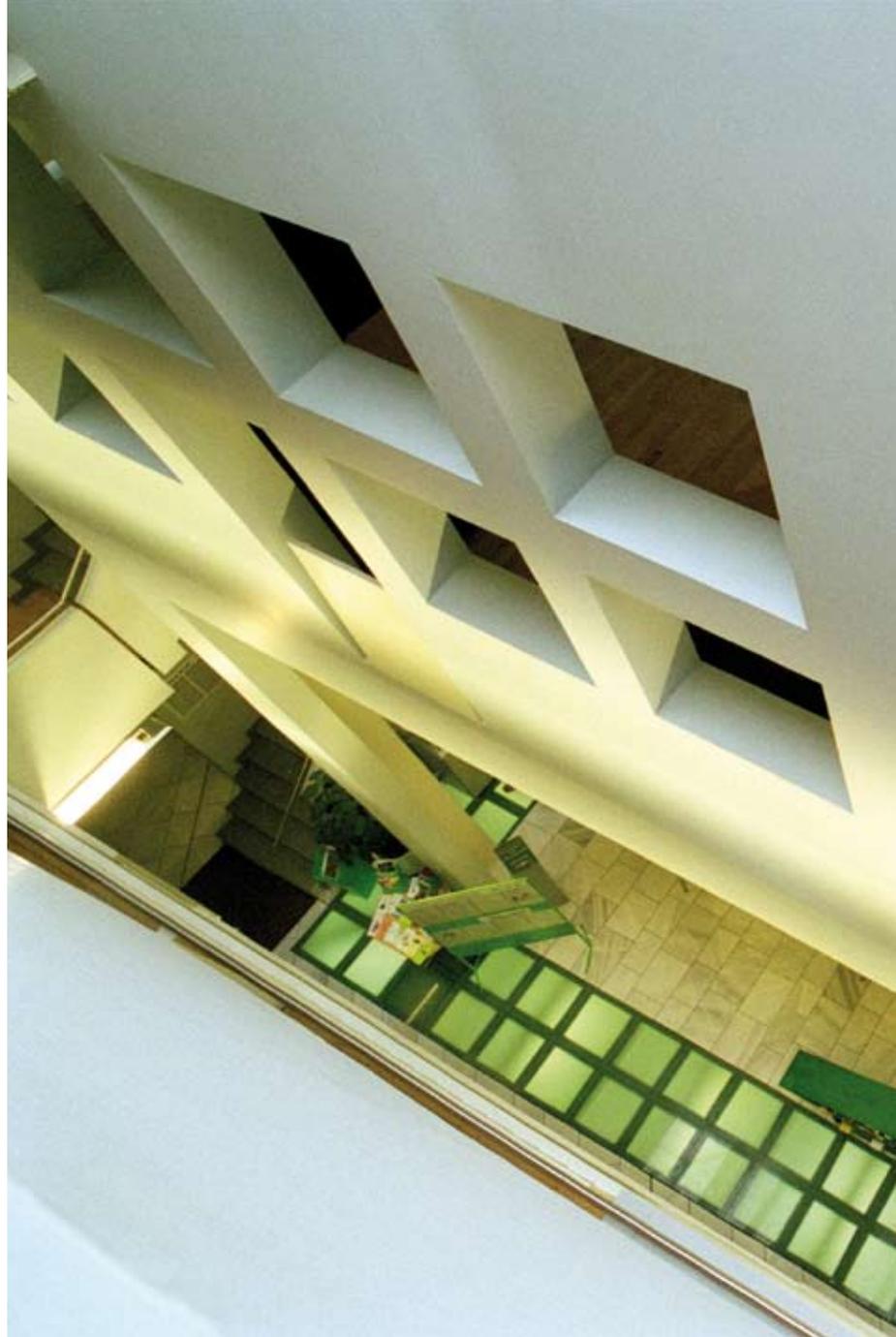
Schulmanagement: Stefan Junger, Tel.: 07121 336182,
info@reportageschule.de, www.reportageschule.de

Kuratorium: Edzard Reuter (Vorsitzender),
Prof. Dr. Hermann Bausinger, Barbara Bosch,
Prof. Uta-Micaela Dürig, Josef-Otto Freudenreich,
Anton Hunger, Ingrid Kolb, Dr. Rainer Märklin,
Prof. Dr. Dietmar Mieth, Dr. Andreas Narr,
Thomas Oberle, Prof. Dr. Georg Obieglo,
Dr. Carl-Heiner Schmid, Gerd Schulte-Hillen,
Prof. Dr. Willi Weiblen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

Wir danken:

- Jennifer Juraschek von der „Stern“-Bild-Redaktion,
- Norbert Hackbusch von der Pressedatenbank von Gruner + Jahr
- Wolfgang Behnken (Behnken & Prinz, Hamburg)
- Prof. Rolf Nobel (FH Hannover, Abteilung Design und Medien)



DIE REPORTAGESCHULE



Die Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl in Reutlingen ist eine Perle unter den deutschen Journalistenschulen. Den zwölf Teilnehmern eines jeden Jahrgangs wird ein intensives Training geboten, das einer dichten Atmosphäre aus Leidenschaft und Engagement entspringt. Praxis steht im Mittelpunkt. Die „Macher“ sind Herzblut-Journalisten der Reportageagentur Zeitspiegel oder erfahrene Reporter und Redakteure großer Blätter. Ihr gemeinsames Ziel ist Qualitätsjournalismus in ethischer Verantwortung. Die Kooperation zwischen einer Journalistenagentur und der Volkshochschule Reutlingen, einem der erfolgreichsten deutschen Weiterbildungsträger, ist einmalig in Deutschland. In ihr verbinden sich fachliche Kompetenz und professionelles Bildungsmanagement. Die Reportageschule finanziert sich neben einer maßvollen Studiengebühr aus Spenden von Privatpersonen und Unternehmen, denen die Qualität journalistischer Ausbildung am Herzen liegt. Wir bedanken uns dafür.

Dr. Ulrich Bausch, Geschäftsführer vhs Reutlingen GmbH
Ulrich Reinhardt, Agentur Zeitspiegel



Die Schule dankt:





INHALT

003 Editorial

004 Impressum

005 Reportageschule

010 Ansichtssachen

Die Raus-Fotostrecke

016 Die Sturmspitzen

Sie müssen raus bei Wind und Wetter: Für Schiffe in Not sind die Seenotretter die letzte Hoffnung. Ein Besuch auf der „Hermann Rudolf Meyer“

020 Mama & Malabar

Der Sonntagsbraten, die gebügelte Wäsche, das gemachte Bett: In Deutschland leben rund 300000 Männer über vierzig im „Hotel Mama“. Wolfgang Römer ist einer von ihnen

023 Rausgezogen

024 Deutschland, deine Türsteher

Vier Türsteher über wegweisende Erlebnisse

026 Früchte des Zorns

Im süditalienischen Rosarno schossen Einheimische auf afrikanische Orangenpflücker. Viele kehrten dennoch zurück

034 Zustieg per Mausclick

Um etwas von der Welt zu sehen, muss man den Schreibtisch nicht verlassen: eine Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn

036 Alles Lavetti

Ivo Lavetti lebt von dem, was andere rauswerfen. Der Trödelkönig hortet seine Schätze im Tübinger „Krempeltempel“ – bis sie jemand kauft

042 „Ich war immer eine Tussi“

Seit sechs Jahren nennt Severin sich Gwendolyn. Die Geschichte einer Geschlechtskorrektur

048 Keine Zukunft – nirgendwo

Familie Moreni wurde nach 17 Jahren aus Deutschland in den Kosovo abgeschoben. Eine Heimat haben sie nicht – weder hier noch dort

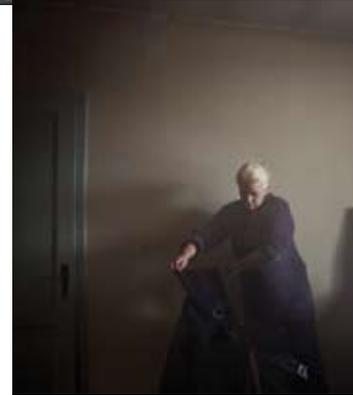
056 Ich will lieber nach Stockholm

4,4 Millionen Menschen flogen im Januar 2010 mit

112



48



42



Ryanair von A nach B. Wo kommt man denn da hin?
Eine Reise mit der Raus-Maschine

058 Rettung auf eigene Rechnung

Als das Magazin „Emotion“ vor dem Aus stand, nahm Geschäftsführerin Katarzyna Mol das Heft in die Hand

062 Berlin Alexanderplatz

Mine ist 15 Jahre und aus dem Nest gefallen. Sie hat eine neue Familie gefunden: die Straßenkids

068 Verfluchte Frauen

Im Norden Indiens ist der Glaube an Magie sehr lebendig. Medizinmänner erklären Frauen zu Hexen – und die Dorfgemeinschaft verstößt sie

078 Keine Angst mehr vor dem Weltuntergang

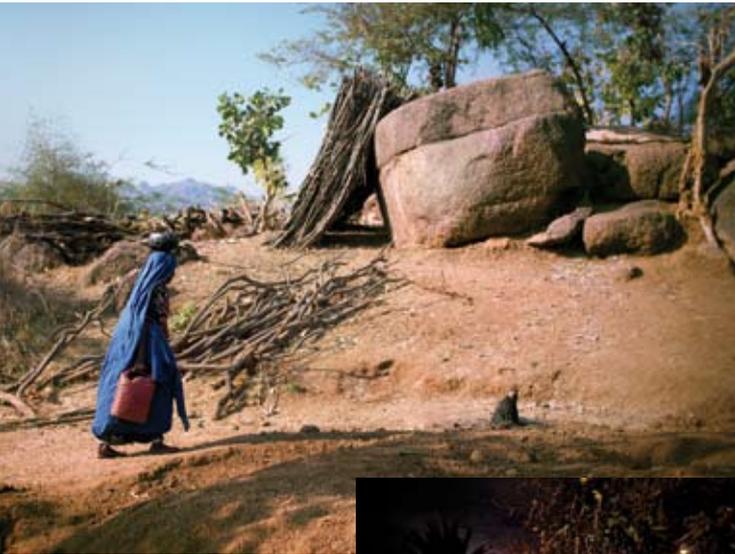
Wer den Zeugen Jehovas den Rücken kehrt, muss mit sozialer Ächtung rechnen. André Post diesen Schritt trotzdem

082 Mit dem Hubschrauber aus dem Hochsicherheitstrakt

Sie sind Räuber, Einbrecher oder Entführer. Je öfter sie dem Gefängnis entfliehen, desto sympathischer erscheinen sie dem Volk

084 Ein Hoch auf den gelben Wagen

Für viele Menschen in Ostdeutschland sind mobile Supermärkte mehr als eine Einkaufsmöglichkeit. Das nostalgische Gewerbe floriert



68

90



16



090 Ghawi gegen Goliath

In Ostjerusalem nehmen jüdische Siedler palästinensische Häuser in Besitz. Doch nicht alle lassen sich das kampfflos gefallen

098 „Dankeschön – das war’s“

Am Max Reinhardt Seminar in Wien bewerben sich jedes Jahr hunderte junger Menschen. Für die Meisten platzt der Traum von der Schauspielausbildung

104 Zwei Interviews über extreme Erfahrungen

106 4 Punkte zu wenig

Karin Schütz genießt als Schwerbehinderte besonderen Kündigungsschutz – eigentlich. Bei der „Sozialauswahl“ wurde anders gerechnet

108 Rauswurf mit Anstand

Burn-out, Mobbing, Kündigung: Im Interview spricht Betriebsseelsorger Dr. Rolf Siedler über die Schattenseiten der modernen Arbeitswelt

108 King Henry – aus dem Labor gerettet

Wie ein Laborbeagle sein Hundeleben hinter sich ließ

108 „Wahnsinn, wir haben überlebt“

Eine Lawine überraschte Isabella Hiebl und ihren Freund auf einer Skitour

110 „Ein Ende ist ein Neubeginn“

Kaum ein Fußballtrainer wechselt so häufig den Verein wie Peter Neururer. Ein Interview

111 „Mein Karma hat erst einmal anderes vor“

Axel Berg war als Bundestagsabgeordneter der rote Leuchtturm im schwarzen Bayern – bis zur Wahl 2009. Ein Interview über sein Leben nach dem Parlament

112 Besonderes Kennzeichen: Weiße Haut

Mitten in Südafrika gibt es einen Ort, an dem die Apartheid überlebt hat: Die Wüstenklave Orania dürfen Schwarze nicht einmal betreten

118 Out of Lustenau

Philipp Hämmerle ging nach der Schule auf Reisen. Geplant waren acht Monate – sechs Jahre später ist er immer noch unterwegs

124 Ich bin raus: das Making-off

In sieben Tagen erschuf Gott die Welt. Anderen gelingt in derselben Zeit weit weniger

128 Wir müssen hier raus!

SCHNEEBALZER



*Heißes Solo Im
Semjonow-See nahe
des russischen Murmansk
zeigt ein Mitglied des
Eisbade-Clubs seiner in
Pelz eingepackten Frau,
wer die Hosen anhat*



TROTZKOPF



Trockener Platzverweis Im WM-Finale 2006 sieht Zinedine Zidane die rote Karte in der Hand des argentinischen Schiedsrichters Horacio Elizondo. Das Ende einer großen Karriere

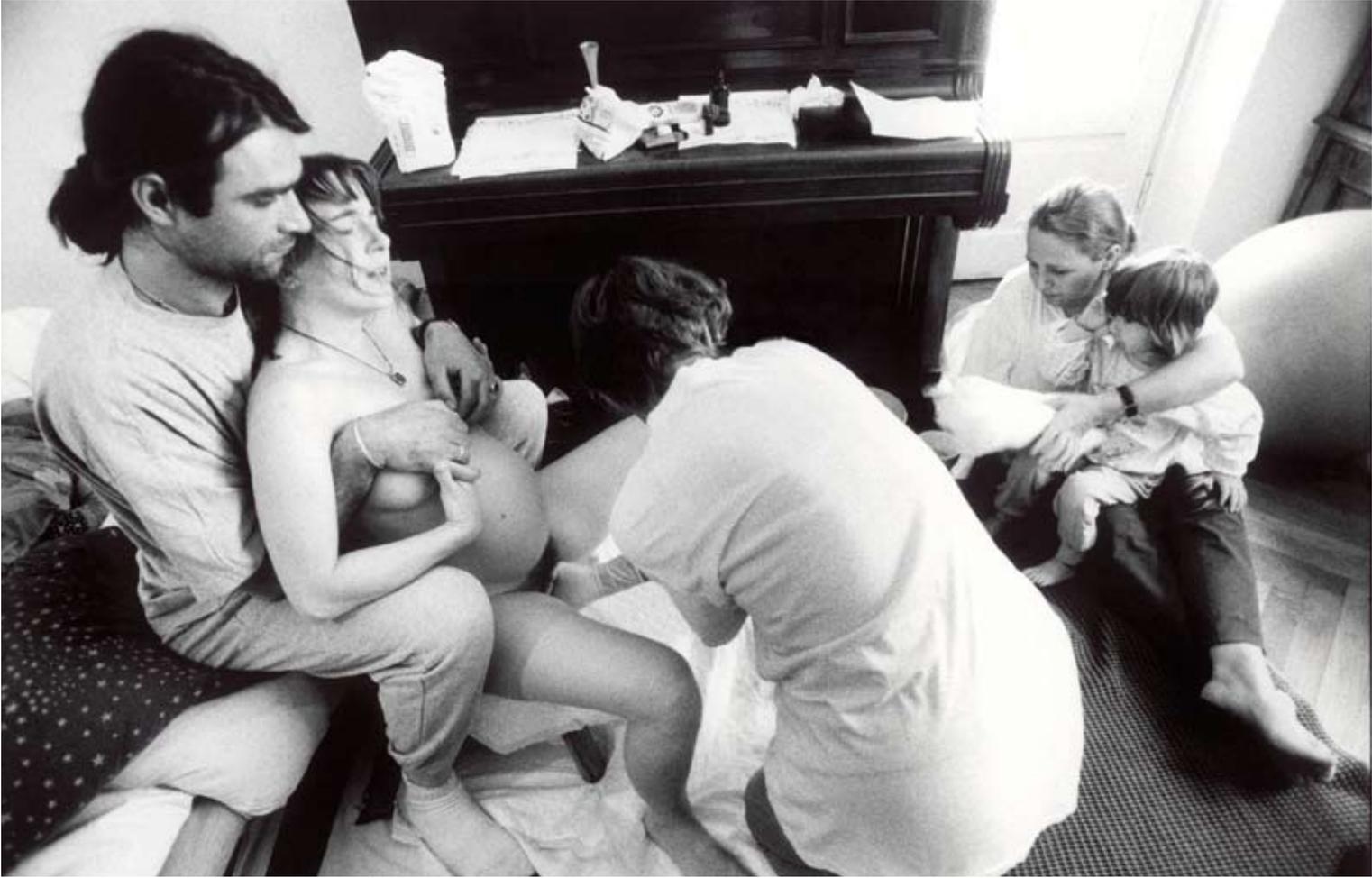


Trockenes Plätzchen Der 64-jährige Hermann wartet unter einer Brücke in Hannover auf seine Rente. Nach eigener Aussage will er sich nicht den Hartz-IV-Auflagen beugen. Er zieht die Obdachlosigkeit vor

DURCHBRUCH

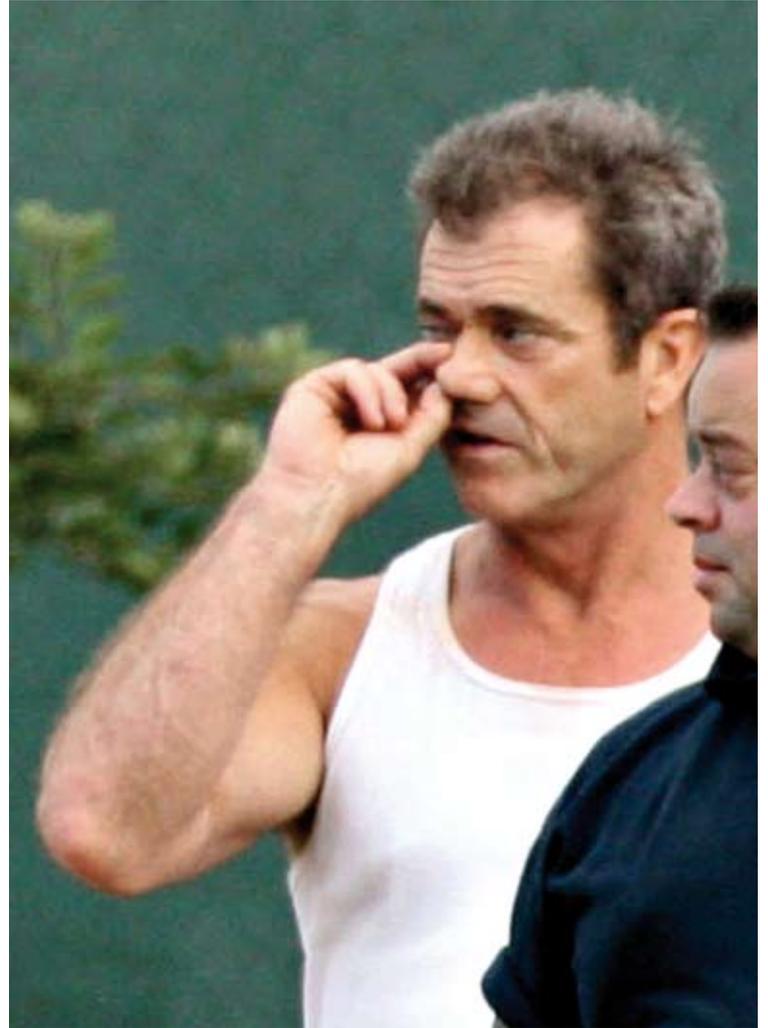


Hammerspiel 1990 in West-Berlin: Unter dem Johlen der Zaungäste prügelt sich dieser Mauerspecht nach drüben



Kammerspiel. Bei dieser Hausgeburt fiebert die ganze Familie mit.

EINGELOCHT



Fundstück: Seit sie zur Königsfamilie gehört, spreizt Camilla Parker Bowles den kleinen Finger ab. Mel Gibson macht's sich mit dem Daumen



Pfundstück: Dieser kalifornische Zirkuselefant ist das Reisen auf Schienen gewohnt. Zugtier bleibt Zugtier

DIE STURMSPITZEN



Sie müssen raus bei Wind und Wetter: Für Schiffe in Not sind die Seenotretter oft die letzte Hoffnung. Sie halten sich auf 54 Stationen an Nord- und Ostsee rund um die Uhr bereit, um innerhalb weniger Minuten auszulaufen und zu helfen. Ein Besuch auf der „Hermann Rudolf Meyer“ in Bremerhaven

Text: Patrick Hemminger
Fotos: Nora Klein

Es ist ein eisiger Wintertag, als die Nordsee über mir zusammenschlägt. Ich liege auf dem Rücken im Wasser und alles, was ich sehe, sind schmutzigbraune Wellen und grauer Himmel. Mit eisigen Fäusten schlägt der Wind in mein Gesicht. Die Neoprenmütze drückt mir auf die Ohren, ich höre nur meine Atemzüge. Etwa dreißig Zentimeter ragt mein Kopf aus dem Wasser, selbst bei leichtem Wellengang wäre er von Bord aus kaum auszumachen. Auch Rufen brächte nichts. Die Motoren eines Schiffes dröhnen lauter, als ein Mensch brüllen kann. Es könnte fünfzig Meter hinter mir vorbeifahren, weder die Besatzung noch ich würden es merken. Mir fällt ein, dass Überlebende von Schiffsunglücken berichten, das Schlimmste an der Zeit im Wasser sei die Einsamkeit.

Ich schwimme irgendwo im Einsatzgebiet der „Hermann Rudolf Meyer“, in der Wesermündung. Das sind rund 2000 Quadratkilometer, etwas mehr als die doppelte Fläche Berlins. Die Wassertemperatur beträgt null Grad, aber in dem orangefarbenen Überlebensanzug friere ich nicht.

„Sind sie mutig?“, hatte mich am Morgen Vormann Ulrich Fader gefragt. „Wenn Sie wollen, ziehen wir ihnen nach dem Mittagessen einen Überlebensanzug an, und sie springen mal rein. Damit sie wissen, wie sich das anfühlt.“ Ich traute mich nicht, nein zu sagen. Und jetzt liege ich hier im Wasser, bin sozusagen in Seenot.

Menschen zu retten, die in Seenot geraten sind, ist in Deutschland die Aufgabe der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiff-



Vier Männer und ein Boot An Bord ist es eng. Streit müssen die Männer sofort beilegen. Im Ernstfall ist einer auf den anderen angewiesen

brüchiger (DGzRS) oder schlicht der Seenotretter. Seit der Gründung im Jahr 1865 haben ihre Mitglieder mehr als 76.000 Menschen geborgen. Ihre Schiffe gehören zum Modernsten, was auf den Weltmeeren herumfährt. Trotzdem: Auch die modernste Technik kann nicht verhindern, dass manchmal Retter zu Opfern werden. 45 Tote gab es in der Geschichte der Seenotretter. Die bislang letzten sind Bernhard Gruben und Theo Fischer von der Station Borkum. Heute tragen zwei Seenotkreuzer ihre Namen. Insgesamt besteht die nur aus Spenden finanzierte Rettungsflotte aus 61 Schiffen, von der knapp sieben Meter langen „Dora“ in Ueckermünde bis hin zum 46-Meter-Kreuzer „Hermann Marwede“ auf Helgoland.

Ein Brummen dringt an mein Ohr und in meinem Augenwinkel taucht der Rumpf des sieben Meter langen Tochterbootes „Christian“ auf. Jeder Kreuzer führt im Heck ein Tochterboot mit, damit kommen die Seenotretter leichter an kleine Yachten und im Wasser schwimmende Menschen heran. Kräftige Hände hieven mich an Bord. Ich rappele mich auf und schaue in das Gesicht von Wilm Willms. Rote Jacke, schwarze Mütze, Brille, Schnauzer und ein freundlich-besorgtes Lächeln. „Alles klar?“

Vor fünfzehn Jahren kamen zwei Retter bei einem Einsatz ums Leben. Heute tragen zwei Seenotkreuzer ihre Namen

Auf jedem Seenotkreuzer haben zwei Besatzungen Dienst, immer im zweiwöchigen Wechsel. Auf der „Hermann Rudolf Meyer“ sind dies Anfang Februar: Ulrich Fader, Erster Vormann. Stev Klöckner, Erster Maschinist. Siegbert Schuster, Dritter Vormann. Wilm Willms, Dritter Maschinist. Vormann heißt auf einem Seenotkreuzer der Kapitän. Während ihrer zwei Wochen Dienst wohnen die meisten Besatzungen an Bord der Kreuzer. Das bedeutet für die

Männer, vierzehn Tage lang auf weniger Quadratmetern als in einer Studenten-WG zu leben – das Schiff ist 23 Meter lang. Dazu kommt der Kampf gegen die Langeweile. Von den bis zu 70 Einsätzen pro Jahr spielen sich die wenigsten im Winter ab. Dann ist keine Wassersportsaison, da passiert wenig auf See, und die Retter fahren fast nur zu Kontrollfahrten raus. „Der Hauptjob zu dieser Jahreszeit ist, sich nicht gegenseitig totzuschlagen“, sagt Schuster, 52 Jahre alt.

Die „Hermann Rudolf Meyer“ ist vierzehn Jahre alt, achtzig Tonnen schwer und kostete rund vier Millionen Euro. Auf der Brücke steht in ausgelatschten schwarzen Birkenstock-Sandalen Vormann Fader, Glatze, nikotingelbes Bärtchen, 46 Jahre alt. Langsam dirigiert er das Schiff mit einem fingerlangen Joystick aus seinem Liegeplatz. Es ist neblig, Schneeregen peitscht auf das Boot. Die Sicht beträgt eine halbe Seemeile, etwa neunhundert Meter, der Wind bläst mit Stärke drei bis vier. Die Temperatur liegt ein paar Grad unter Null. Im Vergleich zu einem Ernstfall ist das gutes Wetter. Die „Hermann Rudolf Meyer“ fährt auch dann noch raus, wenn alle anderen Schiffe längst im Hafen liegen. Die Seenotretter schleppen Havaristen zurück in den Hafen, retten Besatzungen von untergehenden Schiffen, übernehmen Verletzte, versorgen sie und bringen sie an Land, suchen über Bord gegangene Seeleute oder löschen von ihren Schiffen aus Brände. Bei jedem Wetter.

Beim Wort Heldentum verzieht Fader das Gesicht. „Das hilft niemandem, denn Helden sind meistens tot“, sagt er. „Jeder an Bord soll einfach nur seinen Job machen, damit alle wieder heil zurückkommen.“ Selbst wenn er diese „fürchterliche Geschichte“ von vor einigen Jahren erzählt, bleibt sein Ton gelassen.

Es war Nacht damals, Orkanböen peitschten die Wellen in der Wesermündung auf eine Höhe von sechs, sieben Metern. Eine Segelyacht drohte auf die Untiefe des Mellumsandes zu treiben. Die Kollegen auf der „Vormann Steffens“ waren bereits vor Ort und wollten den Havaristen abschleppen. Da riss das Tau und ein Seenotretter ging über Bord. Der Skipper des Seglers wollte helfen, »



Moderne Technik auf der Brücke Die „Hermann Rudolf Meyer“ kann nicht nur mit dem Steuerrad manövriert werden sondern auch mit einem fingerlangen Joystick.

» doch die Wellen droschen mit solcher Gewalt auf ihn ein, dass ihm zwei Rippen brachen. Er lag nur noch da, konnte sich nicht mehr bewegen. Für die Frau an Bord war es der erste Segeltörn, sie saß völlig apathisch im Cockpit. Die Leine, die die Männer der „Hermann Rudolf Meyer“ ihr zuwarfen, bemerkte sie nicht. Also blieb Fader und seinen Kollegen nichts anderes übrig, als selber an Bord zu gehen. „Einer ist dann halt der Arsch, der's machen muss“, sagt Fader. Seenotkreuzer und Segler gingen längsseits, und Fader stieg über. Er befestigte die Leine und seine Kollegen schleppten das Schiff zurück in den Hafen; auch der Kollege von der „Vormann Steffens“ wurde gerettet.

Dabei hätte Fader vor seinem Einsatz jederzeit sagen können, das mache ich nicht, das ist mir zu gefährlich. „Die erste Verantwortung eines jeden gilt seiner Familie und seinen Kindern, nicht den Schiffbrüchigen“, sagt er ohne den Blick vom Radar zu wenden. Mit einer Geschwindigkeit von etwa zehn Knoten (Klößner: „In Stundenkilometern ist das mal zwei und einen Daumen weniger“) schiebt sich der Kreuzer durch den Hafen, Eisschollen treiben vorbei. Linker Hand taucht aus dem Nebel ein schmaler, dunkler Streifen auf dem Wasser auf – eine Buhne, ein Leitdamm aus Steinen, der bei Ebbe die Strömung kanalisiert. Bei Flut liegt er unter Wasser und ist nicht zu sehen. Hoch- oder Niedrigwasser, das macht in Bremerhaven einen Unterschied von vier Metern.

„Auf dem Wasser kann Pech, zum Beispiel ein technischer Defekt, schnell zum Notfall werden“, sagt Fader und fragt den Kollegen Willms, ob noch Tee da sei. Der verschwindet über die steile Treppe nach unten in die Messe und kommt kurz darauf mit einer dampfenden Tasse zurück. „An den Bühnen kann das ganz schnell gehen, wenn bei Flut der Motor ausfällt. Der ditscht drei Mal auf, dann steht der Kiel im Salon, und das war's dann“, sagt Willms, 44 Jahre alt. Sprich: Das Schiff hat ein großes Loch und geht schnell unter. Die meisten Segler wissen, was sie tun, sagen die Retter. Der Skipper gehörte nicht dazu, der statt mit einer Seekarte mit einem

schlichten Straßenatlas navigierte und sich dann wunderte, dass er auf eine Untiefe auflief.

An Bord der „Hermann Rudolf Meyer“ steht Schuster in der winzigen Kombüse und rührt in einem großen Topf. Aus den Lautsprechern knistert der Funkverkehr und Radio Bremen eins – die größten Hits, die schönsten Oldies. „Der Funk ist immer an, auch nachts. Da gewöhnt man sich dran“, sagt Schuster und zuckt mit den Schultern. Ohne innere Ruhe sei man für diesen Job ohnehin nicht geeignet. Erst recht, wenn es schnell gehen soll. „Ich muss mich trotzdem in Ruhe warm anziehen, bevor es losgeht. Es bringt ja nichts, wenn ich in Unterhose auf Deck rumrenne“, sagt er. Auch wenn bei einem Notruf die „Hermann Rudolf Meyer“ in wenigen Minuten ablegt, kommt es bei der Seenotrettung nicht auf Sekunden an. Zu manchem Einsatz sind die Schiffe mehrere Stunden unterwegs. „Unseren Job kann man mit keinem anderen vergleichen“, sagt Fader. „Wir leben auf so engem Raum miteinander, wir kennen uns vielleicht besser als unsere Frauen. Und im Einsatz hängt mein Arsch an dem von den Kollegen.“

*Auch wenn es schnell gehen soll,
müssen alle die Ruhe bewahren und
sich erst einmal warm anziehen*

Vor dem Anlegen will Fader die Maschinen noch einmal ausfahren, langsam schiebt er die Hebel nach vorne. Im Maschinenraum brüllen jetzt 2700 PS. Aus dem Schornstein im Heck dringt schwarzer Rauch, den der Wind sofort zerfetzt. Das Schiff beginnt zu vibrieren, der Bug hebt sich aus dem Wasser, links und rechts fliegen schmutziggelbe Gischt und Eisstücke. Wenn der Kreuzer sich mit fast 45 Stundenkilometern in die Wellen bohrt, spritzt das Wasser bis zur Brücke. Der Wackeldackel unter dem Fenster wackelt heftig mit dem Kopf. «



Wenig Abwechslung
 Testfahrten mit dem Tochterboot sind beliebt, denn die Kabinen sind nur wenige Quadratmeter groß. Rückzug in die Privatsphäre ist kaum möglich



MAMA & MALABAR

Der Sonntagsbraten, die gebügelte Wäsche, das gemachte Bett: In Deutschland leben rund 300 000 Männer über vierzig im „Hotel Mama“. Wolfgang Römer ist einer von ihnen

Text & Fotos: Christina Franzisket



Da hockt er im Wohnzimmer auf dem Sofa, blickt in den Garten und stopft sich mal wieder Kaugummis in den Mund. Gleich vier Stück auf einmal: „So lassen sich die größten Blasen machen“, erklärt Wolfgang Römer*. Klar, dass es nicht irgendwelche Kaugummis sind, es müssen unbedingt die der Marke „Malabar“ sein. Diese zuckersüßen, quietschbunten Rechtecke, die es einst für fünf Pfennig im Tante Emma Laden um die Ecke gab. „Durch das Kaugummikauen erlebe ich ein Stück meiner verlorenen Kindheit“, sagt er mit malmenden Kiefern. Seine Mutter rollt die Augen und lacht: „Der und seine Kaugummis!“

Wolfgang Römer ist 47 Jahre alt und wohnt immer noch bei Mama. Heute ist „Kamintag“. Wie an jedem Samstag essen Mutter und Sohn gemeinsam vor dem offenen Feuer. Helga Römer trägt ein Backblech voll dampfender Fleischpasteten herein. „Mein Leibgericht“, sagt der Sohn und reicht der Mutter seinen Teller.

Seit mehr als zwanzig Jahren tüftelt er an einer Software für Bildbearbeitung. Bis heute erfolglos. „Ich sehe ja, dass er sich ernsthaft bemüht. Tut mir leid, dass er nicht vorankommt“, sagt die Mutter. Ab und zu gibt er Nachhilfe in Mathematik, Physik und Chemie. Doch hauptsächlich leben die beiden von der Rente der Mutter, wohnen aber immerhin in einer Villengegend im Taunus. Der Bungalow, den die Eltern in den Siebzigerjahren gebaut haben, signalisiert Wohlstand. Dennoch: „Wir heizen nicht, das ist zu teuer“, bekennt Mutter Römer und weißer Atemhauch steigt aus ihrem Mund. Im Wohnzimmer sind es trotz des Kaminfeuers nur acht Grad. „Man muss sich eben richtig anziehen“, sagt sie und zeigt auf die vielen Kleiderschichten, in denen die schlanke Frau wie ein Pummel aussieht. Der Sohn überragt sie um mindestens einen Kopf und sieht kaum jünger aus als die 68-Jährige. Beide tragen langes, graues Haar, das fransig zu allen Seiten absteht. Sie sitzen unter Wolldecken auf der zerschlissenen Ledergarnitur und schauen ins Feuer wie ein altes Ehepaar.

Das innige Verhältnis besteht, seitdem der Vater 1986 an Krebs starb und der 24-jährige Sohn die Rolle des Hausherrn übernahm. Der ältere Bruder zog aus und Wolfgang Römer blieb bei der Mutter und der jüngeren Schwester. Doch nach der Trauerphase geriet für ihn die Welt aus den Fugen. Neue Männer spielten plötzlich eine Rolle im Leben der Mutter: „Das war ein Tohuwabohu hier im Haus!“ sagt er und schüttelt den Kopf.

Trotz dieser Unruhe bestand er 1989 sein Diplom in Physik mit der Note Eins und bekam eine Assistentenstelle an der Universität. Die Mutter kam daraufhin auf eine abwegige Idee: „Sie drängte mich auszuziehen. Völlig hirnrissig!“

Helga Römer schaufelt noch eine Fleischpastete auf seinen Teller und tut, als ob sie ihm nicht zuhört, während er den Grund für seine Lebensumstände erklärt: „Eine verpfuschte kieferorthopädische Behandlung hat dazu geführt, dass ich immer noch zu Hause lebe.“ Sie legt einen Holzscheit nach: „Ach, ich denke, Wolf sucht nur einen Schuldigen. Er hat doch so schöne Zähne.“ Er fällt ihr quengelnd ins Wort: „Darüber haben wir schon so oft geredet, Mutti.“

* Name von der Redaktion geändert

Als Wolfgang Römer 24 war, drängte ihn die Mutter aus dem Elternhaus ausziehen. Sein Kommentar: „Völlig hirnrissig!“

» Der Arzt hat mich betrogen und mir gesunde Zähne gezogen.“ Sie lächelt. „Ja, ja, ist ja gut“, entgegnet sie.

Nachdem Wolfgang Römer seine Stelle an der Universität verloren hatte, scheiterte er kurze Zeit später auch als Aushilfslehrer an mehreren Gymnasien. Er erzählte den Schülern von seiner kieferorthopädischen Behandlung. Seitdem träumt er von einer eigenen Privatschule, an der er Direktor ist. Er hat sogar schon einen Bauplan des Schulgebäudes in Form eines Hexagons entworfen. Buntstiftzeichnungen zeigen, wie es drinnen aussehen soll: Eine Frau sitzt zwischen Kindern und liest vor, er selbst mittendrin. Auf der Wade der Frau ist eine bunte Blume tätowiert und in ihrer Sprechblase steht: „Vom Wölfchen und seiner Schule.“ Die Mutter wiegt sich im Ledersessel: „Ach, der und seine Schule! Viel zu teuer. Werde Lehrer, dann findest du sicher auch eine Frau.“ Bisher gab es außer seiner Mutter keine Frau in seinem Leben. „Ich weiß, die Aussicht auf Erfüllung meiner Wünsche ist gleich Null“, gesteht er.

Erst mit 33 Jahren zog er aus seinem Kinderzimmer im Erdgeschoss aus, „wegen des Fluglärms“, und bewohnt seitdem ein etwa sieben Quadratmeter kleines Kellerzimmer. Er steigt die Stufen hinab und präsentiert sein Reich: „Hier ist auch mein Arbeitsplatz.“ Durch das Kellerfenster sickert nur spärliches Licht. An



Trautes Heim im Taunus Wolfgang Römer und seine Mutter Helga leben von ihrer Rente und glücken jeden Samstag zusammen vor dem Kamin

einem Eckschreibtisch hockt er die meiste Zeit des Tages, in einen grauen Heizmantel gehüllt, den er mit Wäscheklammern vor der Brust geschlossen hält. Ein Kabel führt unter dem Mantel in eine Steckdose. In Regalen reihen sich Dutzende Leitz-Ordner, daneben Drucker, Scanner, CD-Rohlinge. Über seinem Hochbett an der Wand gegenüber hängt ein Holzbrett, auf dem kreisförmig ange-

ordnet, durchgekaute Kaugummis kleben. „Eigentlich wollte ich ein Gesicht daraus formen“, sagt er, hält inne, und macht eine Kaugummiblaste.

Sein Tag verläuft immer gleich: Morgens frühstückt er im Stehen, danach arbeitet er an seiner Software. Nachmittags gibt er Nachhilfe. Er hat sich ein Lehrzimmer eingerichtet: mit Tafel, Periodensystem und Overheadprojektor. Auf die Tafel hat er mit Kreide in seiner peniblen Handschrift mathematische Formeln geschrieben.

Ein wichtiges Requisite seiner Arbeitswelt bunkert er unter dem Schreibtisch: Kisten voller Kaugummis, Marke Malabar. „Die hab ich für fünftausend Euro von meinen Ersparnissen gekauft, um sie wieder auf dem deutschen Markt einzuführen und mit dem Erlös meine Schule zu finanzieren.“ Die Einführung verlief im Sande, ebenso die Idee, eine eigene Kaugummiproduktion zu starten. „Jetzt kaue ich sie selbst oder verschenke sie“, sagt er, setzt sich breitbeinig auf einen roten Gymnastikball und bläht eine Blase, so groß wie ein Fußball. Behutsam löst er sie von den Lippen und schwärmt: „Die ist aber schön geworden!“

Erst abends steigt er zum Essen herauf. „Mutti bekoht mich vorzüglich und lieb.“ Danach liest er in seinem Hochbett die „FAZ“. So geht das Tag ein, Tag aus.

Das Leben der Mutter bietet mehr Abwechslung als das ihres Sohnes. „Ich mache Hip Hop Tanz, gehe zum Philosophiekurs und bin im Wanderverein“, erzählt sie. All das ohne ihren Wolf. „Es ist ihm peinlich vor anderen, wenn ich für ihn bezahlen muss“, sagt sie. „Dabei ist er auch unendlich hilfreich.“ Er kümmert sich um alle handwerklichen und schweren Arbeiten im Hause, baut Möbel, repariert Fenster, schleppt Kisten: „Einmal hat er sogar einen Rohrbruch repariert.“ Ihr Blick schweift durch den Garten: „Den Teich hat auch Wolf gemacht. Das ist ein richtiges kleines Biotop. Im Sommer schwimmen Enten drauf.“ Neben ihr auf der Anrichte liegt ein altes Jägerfernglas.

„Wolf ist so gerne in der Natur“, sagt sie und schaut ihren Sohn mit weichem Gesicht an. Ab und zu traut er sich und begleitet sie zum Wanderverein. „Wenn ich dann einen Mann, in meinem Alter und mit

Familie sehe, halte ich Mutti wieder drei Tage lang meine Zähne vor“, sagt er. „Ach, das geht mir da rein, da raus“, sagt sie und schält eine Orange. Sorgfältig teilt sie die Frucht und legt Stück für Stück auf einen Teller. Lächelnd stellt sie die Häppchen vor ihren Sohn und sagt: „Das Beste für Dich wäre, wenn ich sterben würde.“ «



RAUS IN ZAHLEN

Was rauskommt im Laufe eines Lebens

Tränen in Litern **12 6 80**
 Sprechen in Jahren
 Zeit auf dem Klo in Monaten

Abschied vom Leben

Land mit der größten offiziellen Selbstmordrate unter Männern: Weißrussland (auf 100 000 Einwohner) **0 63,3**
 Region mit der niedrigsten offiziellen Selbstmordrate unter Männern: Karibik **nahezu 0**

Tödliche Grenzübertritte

Zahl der an der Berliner Mauer Erschossenen **mindestens 136**
 Todesopfer, die nach oder während der Grenzkontrollen an der Berliner Mauer eines natürlichen Todes (hauptsächlich durch Herzinfarkt) starben **mehr als 251**

Tödliche Waffenexporte

Deutschlands Anteil am Weltrüstungshandel **11 Prozent (Rang 3)**
 Deutschlands größter Abnehmer von Maschinenpistolen, Sturmgewehren und und Granatwerfern: Norwegen mit ... **18 141 Stück**

Außer Atem

Weltrekordler im Dauer-Jodeln ist der Österreicher Roland Roßkogler **11 14 Stunden 37 Minuten**
 Weltrekordler im Luftanhalten ist der Franzose Stéphane Mifsud **11 Minuten 35 Sekunden**

Rein und raus

Anzahl der deutschen Auswanderer aus BRD 2007 **106 014** **161 105**
 Anzahl der deutschen Rückkehrer aus dem Ausland 2007

Außerirdisch

Bemannte Weltraumflüge seit 1961 **27 16**
 Davon auf dem Mond gelandet

Licht aus:

Boxer mit dem meisten K.o.-Siegen: Archie Moore **44 131**
 Rekord mit den meisten Knockouts in Folge: Lamar Clark

Rein in den Kanal:

Abwasser in Deutschland im Jahr 2007 **39 48** **Mrd. m³**
 Volumen des Bodensees **1 0** **Mrd. m³**



Name: Andreas Hasan

Name des Clubs: Top10, Tübingen

Eintritt: von 5,- bis 10,- Euro

Musikstile im Club: House/ Black/ deutsche Unterhaltungsmusik

Arbeitszeit: von 21:00 bis 6:00 von Mittwoch bis Samstag

Umfang Oberarm in Zentimetern: Schon seit über 15 Jahren ca. 49 cm. +/- wird einfach nicht mehr aber auch nicht weniger

Stelle und Motiv des eigenen Lieblingstatoos: Linke Schulter und Arm komplett voll... Motive kein bestimmtes, alles geil

Hobbys: Skydiving, das ist geil. Aus 4.500 bis 5.000 Meter raus zu springen, kann ich nur empfehlen, um Stress abzubauen und Kraft/ Kampfsport

Berühmtester /skurrilster Gast: Hat es keinen oder ich kenne keinen....

Bester Spruch eines Gastes, um doch noch in den Club zu kommen: Weibliche Gäste baten mir Sex an. Ist schon oft und kommt auch heute noch vor. Und Jungs, keine Ahnung, die stressen nur und wollen einen töten - bla, bla nix neues :)

Bester eigener Spruch, warum das nicht geht: Gibt es keinen, aber was immer zieht ist...."wir sind ein privates Haus und haben Einlass unter Vorbehalt!"

Wie erholen Sie sich von einer langen Nacht an der Tür (außer schlafen): Nicht länger als sieben Stunden schlafen. Ohrstöpsel aus Silikon benutzen, gut essen und eine liebevolle Frau Zuhause, die die Scheiße mitmacht, Sport usw.



Name: Henkelmann Kevin

Name des Clubs: Czardas, Bad Waldsee

Eintritt: bis 6 Euro

Musikstile im Club: Fasnetsmusik

Arbeitszeit: von 20:00 Uhr bis 03:00 Uhr

Umfang Oberarm in Zentimetern: 45

Stelle und Motiv des eigenen Lieblingstatoos: Wolf der aus der Haut kommt (Brust)

Hobbys: Krafttraining, Kfz-Tunen

Berühmtester /skurrilster Gast: Prinz Markus (von Anhalt)

Bester Spruch eines Gastes, um doch noch in den Club zu kommen: Du bekommst meine nummer

Bester eigener Spruch, warum das nicht geht: Wenn ich das sage, dann ist das so

Wie erholen Sie sich von einer langen Nacht an der Tür (außer schlafen): zu hause bleiben

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n?“

Johann Wolfgang von Goethe

FRÜCHTE DES ZORNIS

Zwei Tage herrschte im süditalienischen Rosarno Chaos. Einheimische schossen auf afrikanische Orangenpflücker. Die Saisonarbeiter rebellierten. Eine Bürgerwehr verjagte die wütenden Afrikaner. Viele Tagelöhner kehrten dennoch zurück – an den Ort, wo die Orangen blühen

Text: Johan Kornder
Fotos: Jan Lieske



25 Euro für neun Stunden Arbeit Ohne Vertrag, ohne Krankenversicherung, ohne Gewissheit, dass es am nächsten Tag auch wieder Arbeit für sie gibt, schufteten die Männer auf den Plantagen. Und wenn sie Pech haben, hält sie der „Patrone“ mit der Bezahlung hin

Bei Wind und Wetter Morgens um sechs Uhr stehen sie an der Straße und hoffen auf Arbeit. Seit den Ereignissen vom Januar oft vergebens. Nach einem langen Tag wird abends geduscht – unter freiem Himmel, bei sechs Grad



Der Traum von einem besseren Leben schmeckt süß.

Keine Kerne. Mit kräftigen Fingern pellt Saikou Foroyaa eine Mandarine, lässt drei Schnitze in seinem Mund verschwinden und schmatzt. Die übrigen verteilt er – wie ein Priester Oblaten. Er lagert mit ein paar anderen auf schmierigen Schlafsäcken, hinter dem Bahnhof von Bari. Hier vertreiben sie die Stunden und Tage. Seit der Vertreibung aus Rosarno.

Die Realität schmeckt bitter. Keine Filter. Mit steifen Fingern dreht Saikou Foroyaa eine Kippe, steckt sie sich zwischen die Lippen und qualmt. Den Stummel reicht er weiter – wie einen Joint. Er drängelt sich jetzt mit den anderen vor der Essensausgabe der Caritas, vor vergitterten Fenstern. Hier sind sie gestrandet. Hier verflüchtigt sich ihre Hoffnung. Nach der Flucht aus Afrika.

Seit zweihundertdreiundvierzig Tagen lebt Saikou in Italien, seit dreizehn Tagen in Bari. Der Grund: Er hat demonstriert. In seiner Heimat Gambia, wie im süditalienischen Rosarno. In Jambanjelly/Gambia ging Saikou auf die Straße, nachdem das Militär einen Wassertank in seinem Stadtviertel zerstörte. In Rosarno/Kalabrien ging er auf die Straße, nachdem zwei Afrikaner von Italienern mit Luftpistolen beschossen wurden. Beide Male wurde er verjagt.

„It's not easy“ – „nicht einfach“, sagt Saikou. Mit seiner roten Baseballkappe, den weiß-roten Turnschuhen und dem etwas zu weiten, braunen Mantel, sieht der 27-Jährige aus wie eine Mischung aus Hip-Hopper und Rentner. Drahtiger Körper eines Basketballers, traurige Augen eines alten Mannes. Er zieht seinen Geldbeutel aus der Tasche. „Das ist mir geblieben. Nach acht Monaten in Europa.“ Achtzig Cent purzeln in seine Handfläche. „Not easy.“

Von seinem letzten Tageslohn in Rosarno – fünfundzwanzig Euro für neun Stunden Orangenpflücken, minus drei Euro für den Transport zur Plantage – hat er sich für elf Euro und zwanzig Cent ein Körperöl, einen Deo-Roller, Zahnbürste, Zahnpasta und für neun Euro einen Rasierer gekauft. „Das brauche ich für meinen Körper“, sagt er fast entschuldigend.

Nach Gambia will er zurück, kann aber nicht. Nach Rosarno kann er zurück, will aber nicht. „Nur, was soll ich sonst machen? Ich brauche Geld!“

Eigentlich will Saikou wieder Fischer sein wie in Afrika. Dort besitzt er zwei Boote, die seinen Vater, seine Frau und drei Kinder ernähren. Zuhause war er relativ wohlhabend, seine Flucht hat er sich mit Erspartem finanziert. Aber nach Europa will er sich kein Geld schicken lassen. War doch das Gegenteil geplant. „Meine Frau würde nicht verstehen, dass ich in Europa nichts verdiene“, sagt er. Deshalb ruft er sie nur selten an, erzählt ihr nichts von seinen Problemen. Deshalb kehrt er zurück nach Rosarno, zum Ort der Vertreibung.

Rosarno: Sechzehntausend Einwohner, zwischen Oktober und März über zweitausend ausländische Schwarzarbeiter, der Stadtrat wegen Verstrickungen mit der Mafaaorganisation 'Ndrangheta aufgelöst. Hauptwirtschaftszweige: marode Landwirtschaft und florierender Drogenhandel. Süditalienische Normalität.

Das Städtchen hängt wie erstarrte Lava auf einem Hügel, ergossen in die fruchtbare Ebene von Gioia Tauro. Dort wachsen die Orangen und Mandarinen auf Plantagen, die bis zum Horizont reichen. Bis Januar 2010 war Rosarno ein kalabrisches Kaff wie jedes andere. Nur im Inneren brodelte, wie Magma, ein Gemisch aus mafiosen Strukturen, Arbeitslosigkeit und Fremdenhass. Durch die Schüsse auf die Afrikaner barst die Hülle. Der Vulkan spie Feuer.

Als Saikou am siebten Januar nach der Arbeit an dem alten Fabrikgebäude „La Rognetta“ ankommt, blockieren bereits hunderte Afrikaner die Hauptstraße. Sie bauen eine Barrikade aus Mülltonnen und einem Auto und zünden sie an. Es ist nicht das erste Mal, dass auf afrikanische Arbeiter geschossen wurde. Schon

im Vorjahr demonstrierten die Afrikaner gegen die Angriffe italienischer Jugendlicher. Aber unter den Demonstranten kursiert diesmal das Gerücht von vier „toten Brüdern“. Die Situation eskaliert. Die Männer ziehen wütend durch den Ort. Saikou stellt umgekippte Blumenkübel wieder auf, redet auf die anderen ein. Man müsse doch friedlich demonstrieren. Kaum einer hört ihm zu.

Die Besitzerin eines Geschäfts für Kinderbekleidung erzählt es so: „Wir hatten furchtbare Angst. Sie haben Steine geschmissen, Autos angezündet, Frauen mit Knüppeln bedroht.“ Manche Schwarze hätten

zwar versucht die anderen zu beruhigen, doch die Mehrheit habe in einem „barbarischen Akt“ die Stadt zerstört. Die Polizei sei völlig überfordert gewesen.

Genau wie am nächsten Tag. Die afrikanischen Demonstranten versammeln sich vor dem Rathaus und fordern ein Gespräch mit dem Bürgermeister. Die Bewohner von Rosarno wollen keine Diskussion. Wie tags zuvor heizt Gerede die Stimmung auf: Eine Schwangere habe bei den Ausschreitungen ihr Baby verloren. Wie das Gerücht, vier Afrikaner seien erschossen worden, entpuppt sich auch diese Behauptung als unwahr. Doch die Jagd ist eröffnet. Jugendliche Italiener prügeln mit Knüppeln auf die Afrikaner ein. Schüsse hallen durch die Gassen. Die Rosarnesi fahren mit ihren Autos Demonstranten an. Sie fordern: „Alle Schwarzen raus aus Rosarno!“ Eine Alte schreit von ihrem Balkon: „Tötet sie, tötet sie!“ Am Abend haben die Italiener ihr Ziel erreicht. Polizisten und Soldaten leiten die „ethnische Säuberung“ ein, wie der englische „Economist“ schreibt. Die Bevölkerung applaudiert, als über tausend Afrikaner mit Bussen in Auffanglager transportiert werden. Der »



Hilfe in der Not Nur wenige Italiener machen sich Gedanken über die Lebensbedingungen der Afrikaner. Einer von ihnen ist Giuseppe Pugliese, Mitglied der Hilfsorganisation „Africalabria“. Er bringt Decken, Kleidung, Schuhe und organisiert auch mal einen Generator



Zwischen Hoffnung und Verzweiflung

Nach dem Kaffee am Morgen und der ersten Zigarette wissen die Saisonarbeiter nicht, was der Tag bringt – ein paar Euro zum Weiterleben oder Hunger und Frust, wovon Saikou Foroyaa (oben) seiner Familie in Afrika aber aus Scham nichts erzählt. In der brachliegenden Olivenölraffinerie (rechts) hatten 900 Saisonarbeiter ein Dach über dem Kopf gefunden, bis sie vertrieben wurden. Zurück blieb ein Chaos der Habseeligkeiten, das einzelne Rückkehrer auf Brauchbares durchsuchen



» versprengte Rest flieht. Saikou irrt zwei Stunden über die Plantagen zum Bahnhof. Um Mitternacht steigt er in den Zug nach Bari.

Vierzehn Tage später ist er zurück. Mit einem Kumpel wohnt er bei dessen senegalesischen Freunden. Die haben am Stadtrand von Rosarno für sechshundert Euro eine „Ein-Raum-Wohnung“ gemietet, eigentlich eine bessere Garage. Zwölf Betten stehen dicht an dicht, mit Tüchern abgehängt. Die Küche: ein Waschbecken und ein größerer Campingkocher. Das Klo: kaputt. Das Wohnzimmer: drei Stühle und ein Fernseher, auf dessen milchigen Bildschirm die Jungs starren, wenn sie keine Arbeit finden. Findet Saikou keine Arbeit, muss er auch hier wieder gehen. „Die fünf Euro für die Essenskasse zahle ich später“, flüstert er seinem Freund zu.

In sein ehemaliges „Zuhause“ kann Saikou nicht zurück. Von der Fabrik „Rognetta“, in der er mit fünfhundert anderen hauste, zeugt nur noch ein Haufen Bauschutt. Nach der Deportation kamen Bagger und zerstörten alles. „Da war der Staat auf einmal zur Stelle“, sagt Giuseppe Pugliese. Mit einer Handvoll Freunden hat er die Hilfsorganisation „Afri-calabria“ gegründet, um die Lebensbedingungen der Einwanderer zu verbessern. Eigentlich organisiert er Film- und Musikfestivals, die Hilfe in Rosarno koordiniert er genauso: per Handy und Handanlegen. Der Mann mit der modisch engen Wollmütze telefoniert mit den Ärzten ohne Grenzen, hält an Schulen und Universitäten Vorträge, stellt Dixi-Klos auf, bringt den afrikanischen Arbeitern Decken und Schuhe. So wurde er zum Freund der Schwarzen und zum Feind der Mafia.

Silvester verbrachte Pugliese im Kreise seiner zweiten Familie. Ein geknüpftes Freundschaftsband am Handgelenk des Mittvierzigers erinnert daran. „Es war das schönste Neujahrsfest in meinem Leben“, sagt er. Mit hunderten Migranten tanzte und sang er in „Little Africa“, direkt neben der Schnellstraße nach Gioia Tauro. Dort verrottet eine zweite Fabrik. Die Olivenölraffinerie wurde nie in Betrieb genommen, sondern unbenutzt zur Heimat für neunhundert Saisonarbeiter. Unter Wellblechdach fristeten sie ihr Dasein, verteilt auf drei Stockwerke. In zwei kleineren Hütten gab es Restaurants, in einem Zelt aus Planen eine Kirche. Nun ist nur noch ein Stillleben zu besichtigen, das New Orleans nach „Katrina“ gleicht.

Gluzelte stehen auf Euro-Paletten, in gigantischen Ölsilos liegen Matratzen. Ein totes Huhn verwest neben einem Autoreifen. Daneben Wasserkanister, Töpfe voll verschimmelter Nudeln, Regenjacken, Gummistiefel, Kopfschmerztabletten, ein Kuscheltierkamel mit der Aufschrift „Tunisia“. Modriger Gestank steigt aus feuchten Klamotten. Es ist das Chaos einer plötzlichen Flucht. Pugliese, verspiegelte Fliegerbrille und rosa Hemd, steht mittendrin. Mit der Rechten tippt er in sein Handy, mit der Linken hebt er

prüfend Gasflaschen an. Die drei schwersten lädt er in seinen Audi und fährt damit zu einer Baracke, die sich zwischen den Orangenbäumen versteckt.

Wie Sisyphos seinen Stein schleppt Pugliese jede Woche Gasflaschen über den schlammigen Pfad hoch zu dem abbruchreifen Steinhaus. „Pepé! Great man!“, ruft Fatty Hydera, ein 36-jähriger Gambier, und nimmt ihm eine Flasche ab. „Der einzige Italiener in Rosarno, der uns hilft“, sagt der hagere Fatty und tätschelt Pugliese den Oberarm. Die Hilfe wird nicht überall gern gesehen. Seit den Ereignissen vom Januar traut sich Pugliese nicht mehr zu Fuß durch die Straßen seiner Heimatstadt.

Er glaubt nicht, die Mafia habe die Schüsse auf die Afrikaner veranlasst und so die Revolte provoziert, wie manche Medien vermuten. „Die Mafia will Ruhe.“ Aber da er keine Ruhe gibt und den Afrikanern hilft, ist er zur Zielscheibe geworden. „Das Schlimme ist, dass die Drohungen in netten Mails von vermeintlichen Freunden versteckt werden“, sagt Pugliese, dessen Vater durch Kugeln der

’Ndrangheta starb. Die Mails beginnen mit „Lieber Pepé“ und enden mit „Ein Kuss“. Dazwischen steht etwas von „vorsichtig sein“, „respektieren“ und „besser so lassen, wie es ist“. Pugliese versucht vorsichtig zu sein, trifft sich mit seinen Freunden wie ein Geheimagent auf Autobahnraststätten. Aber er macht weiter, kämpft wie Don Quichotte seinen aussichtslosen Kampf. Deshalb redet in Rosarno niemand mehr mit ihm. „Poor Pepé! You are half African!“, lacht Fatty und zieht Pugliese aus dem Rauch des Feuers, auf dem er gerade einen Topf Wasser zum Duschen aufheizt.

Nach der Freiluftdusche

bei sechs Grad, die Sonne ist in den Orangenhainen versunken, trocknet sich Fatty im Qualm. Gewaschen und geräuchert neigt er sich auf einem Pappkarton in der Gebetskammer gen Osten, flüstert Koransuren. Neben an im Wohn-, Schlaf-, und Kochraum dampfen der Reistopf und das „Benachin“, das Rindfleisch in Erdnusssoße. Im flackernden Schein einer Kerze rührt Fatty in den Töpfen.

„In Afrika habe ich nie“, sagt er und macht eine kurze Pause, „nie Kerzen abgebrannt. Da hatte ich immer Strom!“ In Gambia lehrte Fatty Hydera Kindern das Schreiben, bis sein Bruder wegen des Schreibens ermordet wurde. Der Bruder Deyda Hydera, Herausgeber der Zeitung „The Point“ und AFP-Korrespondent, wurde 2004 mit drei Kopfschüssen getötet. Fatty war nicht mehr sicher und floh. „Aber auch hier droht mir der Tod. Auch hier werde ich sterben“, flüstert er. „Aus Frust!“

Nur wenn sie im Kreis um die große Schüssel hocken, sich eine Hand voll Reis mit Soße greifen, ein Bällchen kneten und es in ihre Münder rollen lassen, flackert neben der Kerze, auch Freude in ihren Gesichtern. „Ich kann keine Pasta mehr sehen“, sagt Fatty. In



Reis statt Pasta Wenn sich Fatty Hydera und die anderen in ihrer Unterkunft Gerichte aus der Heimat kochen und im Kreis um die große Schüssel versammelt sind, erleben sie kleine Momente der Freude

den Monaten im Asylbewerberheim hatte er wegen der Nudeln ständig Bauchweh.

Nach dem Hauptgang nascht Fatty eine Mandarine und raucht eine Selbstgedrehte. In voller Montur legt er sich auf das Bettenlager unter seine Woldecke. Sein Freund neben ihm behält zum Schlafen sogar den Schlapphut auf dem Kopf. Immer wieder zieht sich einer den Rotz hoch, ein anderer schnarcht.

Der Himmel ist noch schwarz, fünf Uhr morgens, als Fatty Tee und Kaffee kocht und ein neuer Tag der Tagelöhner beginnt. Aus einem Joghurtbecher gießt Fatty den Tee in eine rosa Plastik-tasse, zurück in den Joghurtbecher, zurück in die Plastik-tasse, um den Zucker aufzulösen. Mit dem pappsüßen Schwarztee spült er ein Stück Weißbrot runter. Er setzt sich auf einen weißen Gartenstuhl mit faustgroßem Loch in der Sitzfläche, hält kurz seine feuchten Socken über die Glut, zieht sie an, stülpt sich Plastiktüten über die Füße und schlüpft in seine brüchigen Gummistiefel. Es kann losgehen. Mit einem Zehn-Liter-Kanister läuft er trotz schneller Schritte eine halbe Stunde zur Straße, lässt auf dem Weg den Behälter an der Wasserstelle stehen, stellt sich zu seinen wartenden Kollegen und hofft. Dass ein Bauer kommt, der ihn schufteln lässt.

Aber die Bauern haben Angst. Arbeit hätten sie genug. Die Orangen bedecken wie ein dicker Teppich den Boden unter den Bäumen. Doch seit Europas Medien über Rosarno berichten, kontrollieren Polizisten in Zivil erstmals regelmäßig, ob die Orangenpflücker Arbeitsverträge haben. Die Verträge würden verbieten, bei Regen zu pflücken und gebieten, krankheitsbedingte Fehltage zu bezahlen. Vor allem aber müssten die Bauern Steuern zahlen. Aber Steuern kommen nicht vor in ihrer knappen Kalkulation, nur der „Pizzo“, die Zwangsabgabe an die Mafia. Vor dem siebten Januar standen noch Hunderte an den Straßen, die meisten bekamen Arbeit. Heute warten sie in kleinen Grüppchen, den ganzen Vormittag – vergebens.

Auf dem Sammelplatz der Kooperative „Raffala“ stochert Giuseppe Lamanna, weißes Haar, löchriges Gebiss, mit einem Bambusrohr in einem swimmingpoolgroßen Betonbecken nach den Orangen, damit alle auf das Förderband purzeln. „Ich bin ruiniert“, sagt der 62-jährige, der wie viele der Bauern zehn Jahre älter aussieht, als er ist. Vierzehntausend Euro Strafe muss er für vier schwarz beschäftigte Pflücker bezahlen. „Völlig übertrieben“, wie er findet. Der Staat solle sich lieber darum kümmern, dass die Preise für die Orangen wieder steigen. Fünf Cent pro Kilo bekommen die Landwirte derzeit. Siebenhundert Euro für einen Laster voll mit vierzehn Tonnen Orangen. Hundert Euro kostet der Transport zum Großhandel. „So können wir gerade die Arbeiter bezahlen“, jammert Lamanna. Seine Orangen – zu Konzentrat gepresst – verkau-

fen sich als Grundlage für Limonade in ganz Europa. Nur den Gewinn machen andere. „Uns bleiben auch kaum mehr als fünfundzwanzig Euro am Tag! Da lassen wir sie doch lieber vergammeln.“

Dass die Afrikaner gegen Rassismus und für bessere Lebensbedingungen rebellieren, können die Bauern nicht verstehen. „Die wollen doch so leben! Hausen wie die Tiere!“, sagt Lamanna. „Zwanzig Jahre arbeiten und leben die hier. Und wegen zehn verletzten Negern sind wir jetzt alle Rassisten?“, sprudelt es aus ihm heraus. „Wir geben ihnen Arbeit und werden bestraft. Die randalieren und werden belohnt!“

Die Belohnung, die der Bauer meint, nennt der italienische Staat einen „Akt der Humanität“. Zwar erklärte Innenminister Roberto Maroni von der Lega Nord die Eskalation in Rosarno mit der „grenzenlosen Toleranz gegenüber illegaler Einwanderung“ und hielt sein Versprechen, „hart durchzugreifen“. Aber in der Provinzhauptstadt Reggio Calabria verschenkt ein Polizeioffizier in Maronis Auftrag

medienwirksam Aufenthaltsgenehmigungen an fünf der angeschossenen Afrikaner. „Das ist doch ein schönes Happy End!“, sagt der Polizist, zupft an seiner Uniform, schüttelt den gequält lächelnden Afrikanern die Hände und grinst in die Kamera.

Saikou Foroyaa, der verhinderte Fischer, hat am dritten Tag nach seiner Rückkehr Arbeit gefunden. Von sieben Uhr morgens bis halb vier nachmittags pflückt er im Regen Mandarinen. Danach sagt der Bauer zu ihm: „Das war nur ein halber Tag! Keine neun Stunden.“ Und die zwölf Euro fünfzig bekomme er erst nach vierzehn vollen

Arbeitstagen. Seitdem hat der Bauer ihn nicht mehr beschäftigt. Aus der „Ein-Raum-Wohnung“ in der Stadt ist Saikou deshalb ausgezogen und wohnt jetzt in einem Ein-Raum-Steinhaus auf einer Plantage. Die erste Nacht liegt er dort wach – bei drei Grad im kältesten kalabresischen Winter seit Jahren. An der Tür hängt nur eine dünne Decke. Während er am nächsten Morgen müde, und wieder vergeblich, an der Straße wartet, schießen Katzen auf sein Nachtlager.

Am Abend macht er ein Feuer in der zugigen Hütte. „Ich bräuchte nur ein bisschen Geld“, sagt er und reibt sich die brennenden Augen. „Damit könnte ich die Häfen abklappern und Arbeit als Fischer suchen.“

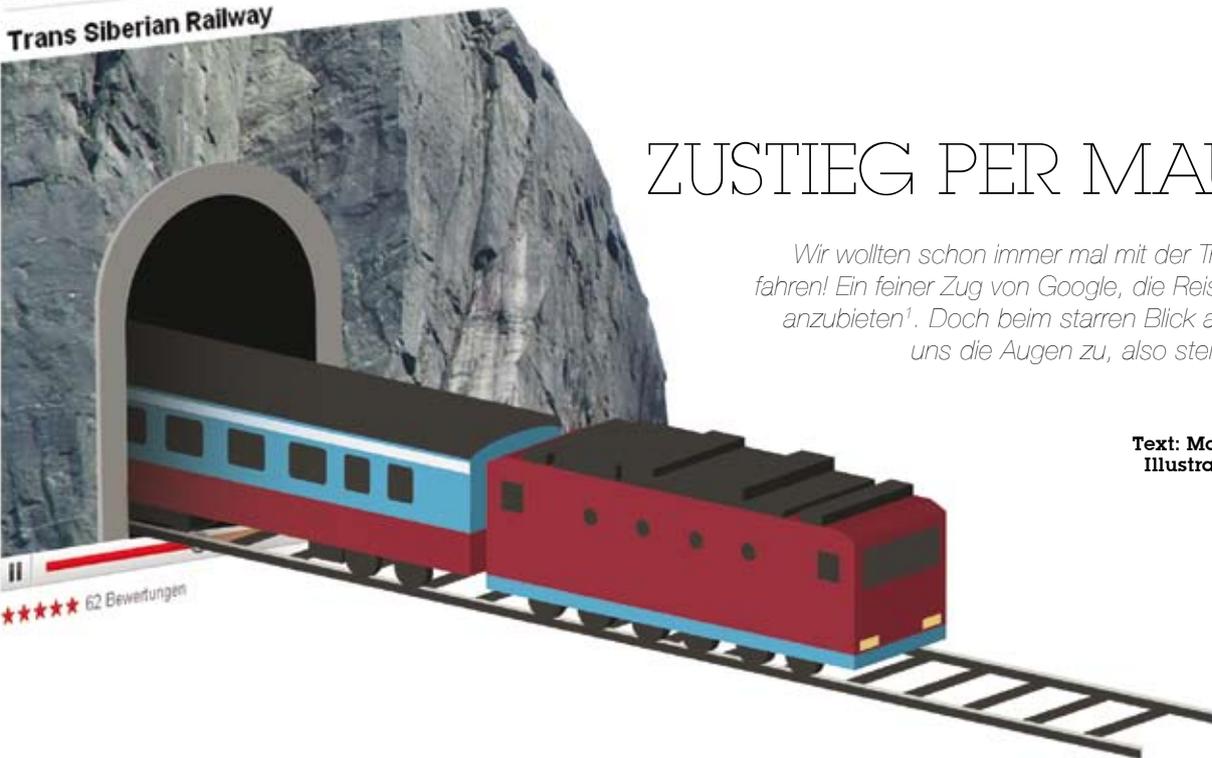
Es wird nicht einfach werden. Täglich kommen mehr Migranten zurück in die Stadt, aus der sie erst vor wenigen Wochen verjagt wurden und hoffen auf Arbeit. Auch Saikou Foroyaa hofft. Saikou heißt nicht Foroyaa. Den Nachnamen hat er sich für diese Geschichte ausgesucht. Foroyaa heißt in seiner Landessprache Mandinka „Freier Mann“. «



„Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach...“ Die Realität der Afrikaner hat mit Goethes Italien nichts zu tun. Sie hausen in abbruchreifen Gebäuden ohne Wasser, ohne Strom



Trans Siberian Railway



ZUSTIEG PER MAUSCLICK

Wir wollten schon immer mal mit der Transsibirischen Eisenbahn fahren! Ein feiner Zug von Google, die Reise als virtuelles Abenteuer anzubieten¹. Doch beim starren Blick aus dem Zugfenster fallen uns die Augen zu, also steigen wir um – zu Youtube

Text: Mathias Becker, Dagny Riegel
Illustration: Martin Wojciechowski

Vor der Abfahrt geht ein Dröhnen durch den Waggon. Als der Zug losrollt, gleiten Stützpfeiler am Fenster vorbei. Jetzt schnurrt die Eisenbahn zufrieden. Und als die letzten Wohntürme von Peking vorbeiziehen, ist da nur noch ein Rauschen.²

Später schlägt leise der Takt der Schwellen. Ta-Tamm-Ta-Tamm. Ta-Tamm-Ta-Tamm. Die Musik des Zuges ist Free Jazz. Sie wird uns die nächsten 7622 Kilometer lang begleiten. Auf dem Weg von Peking nach Moskau. Durch die Mongolei und Sibirien, durch endlose Wälder und Steppen.³

Wer diese Reise antritt, sucht die Langsamkeit. Wir suchen uns ein Abteil in der ersten Klasse. Über der Tür ein Fernseher – und, „grüezi mitenand“, Schweizer Nachbarn, um die Einsamkeit zu teilen. Ihr Dialekt ist uns vertraut, zumindest eher als Russisch. Bei einem Stopp, geht einer von ihnen raus auf den Bahnsteig und putzt das Fenster seines Abteils von außen. Ein Hauch Heimat auf unserem Abenteuer.⁴

Die Probleme beginnen mit der Suche nach dem Klo. Wo man es erwartet, lodert ein Holzofen.⁵ Schließlich zeigt uns ein Engländer das Örtchen – und warnt: „Bei starkem Wind weht dir das Zeug ins Gesicht, wenn du spülst.“⁶ Oft sei die Klappe in der Schüssel aber sowieso eingefroren.⁷ In kalten Nächten herrschen draußen fünfzig Grad unter Null, in den Durchgängen zwischen den Waggonen sprießen Eisblumen⁸ und auf der Innenseite des Zugfensters friert an einer dünnen Reifschicht die Gardine fest. Mit einem Geräusch, als würde sie reißen, löst sie sich von der Glasscheibe.⁹

Umso enger rücken die Menschen drinnen zusammen. Jedes Abteil ist eine Wohngemeinschaft. Die oberen Liegen sind Logenplätze mit Blick in die anderen Kojen.¹⁰ Oder sie dienen als Gepäckablage. Zwei Waggonen weiter machen es sich vier Reisende unten gemütlich, weil oben ein wurstförmiger Reisesack geparkt ist. Die Daunenjacke darüber plustert sich auf, als hingen die dazugehörigen Gänse noch drin, sie füllt den Raum bis zur Decke.¹¹

Im Speisewagen wartet heimeliges Flair wie in einem Bottroper Partykeller. Rotbraune Lederbänke, viel Schmiedeeisen. Über der Theke läuft ein kleiner Fernseher, aber niemand guckt hin.¹² Es gibt Hühnerbein mit Reis und Salatgarnitur – die weite Welt haben wir uns anders vorgestellt.¹³

Auch der Blick hinaus lohnt nicht: Strommasten im Sekundentakt, alle fünf Minuten ein Tannenhain, mal mit, mal ohne See. Alle halbe Stunde ein Städtchen mit rauchendem Schornstein. Dazu drei kahle Bäume, ein mintgrünes Bahnhäuschen. Ist der Zug in eine Endlosschleife geraten, zwischen die Zeitzonen gerutscht, die er durchquert?¹⁴ Der einzige Farbtupfer in der mongolischen Schneewüste sind Kunstblumen, die jemand vor die Fenster gestellt hat.¹⁵

Ta-Tamm-Ta-Tamm. Ta-Tamm-Ta-Tamm. Wir lauschen wieder der Musik des Zuges, als ein Klimpern einsetzt. Das neue Instrument ist ein Glas. Oder besser: ein Dutzend Gläser. Flaschen werden aufgedreht und kurz darauf prostern sich Menschen zu, die sich nie zuvor gesehen haben. Wodka ist Treibstoff für Freundschaft. Russen sind da und Amerikaner. Jeder spricht in seiner



Sprache, alle verstehen sich prächtig. Trinker-Esperanto. „Drink it, drink it!“, ruft eine Frau im rosa Pulli ihrem Saufrumpan zu. Keiner darf sich drücken. Die ersten schlafen am Tisch ein, während die anderen Duelle im Armdrücken austragen. Die Verbliebenen lallen nur noch, die Trinkspiele werden größer: Wer ein Glas geleert hat, setzt die Faust an der Wange seines Gegenübers an und drückt den Kopf mit etwas Kraft zur Seite. Eine Art Zeitlupen-Schlägerei ohne Verletzte. „He likes it“, sagt einer über seinen Gegner im Achselshirt. Der klatscht ihm die Hände auf die Oberarme und gluckst: „Yeah!“¹⁶

Wir haben genug Testosteron geatmet und machen uns auf den Weg zurück ins Abteil. Das ist praktisch am Gelage im Zug: Man kann sich nicht verlaufen und umfallen auch nicht, der Gang in der zweiten Klasse ist zu schmal. Der Heimweg führt durch die Wohnzimmer der anderen: In manchen Waggons sind die Abteile offen. In einer Sitzgruppe fallen gerade drei zerkratschte Hunde übereinander

Reiseroute

- 01 <http://www.google.ru/intl/ru/landing/transsib/en.html>
- 02 <http://www.youtube.com/watch?v=qHIDjBYKoAY>
- 03 <http://www.youtube.com/watch?v=uMnPNyx3wos>
- 04 <http://www.youtube.com/watch?v=IXeMO0-Sy4E>
- 05 <http://www.youtube.com/watch?v=Tkhwv8F-jxs>
- 06 http://www.youtube.com/watch?v=ZF6k_sThIeE
- 07 <http://www.youtube.com/watch?v=GfeEWOz2IBY>
- 08 <http://www.youtube.com/watch?v=Tkhwv8F-jxs>
- 09 <http://www.youtube.com/watch?v=af51xqLSogl>

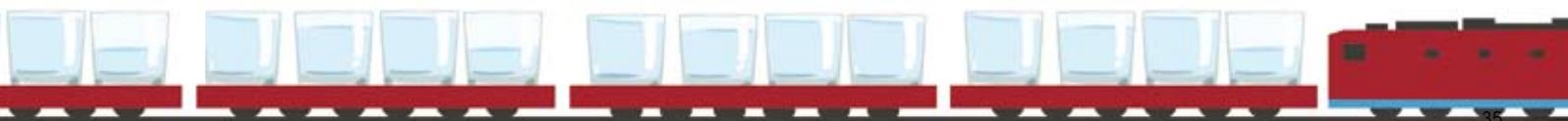


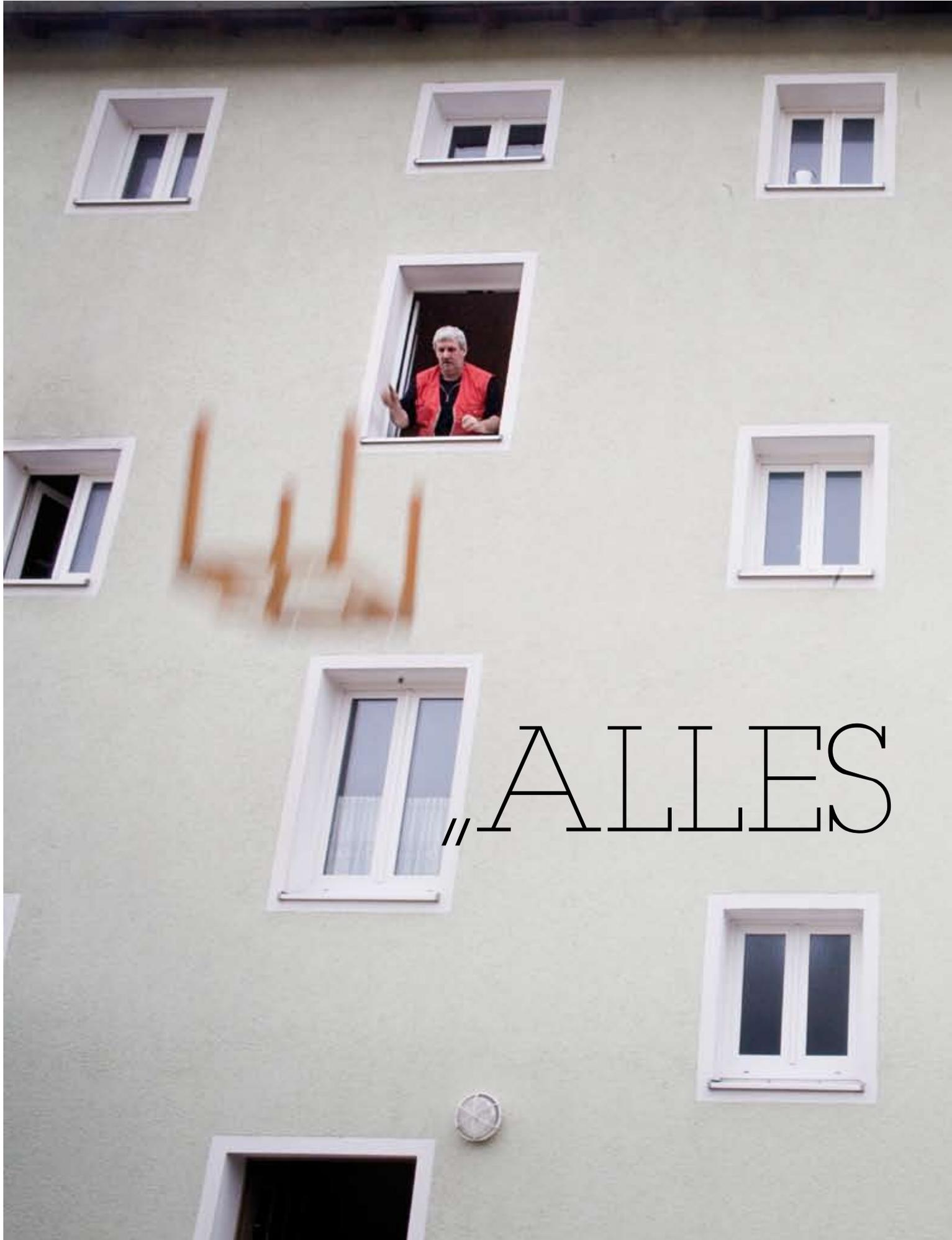
her. In einer anderen sitzt ein ausdauernder Säufer. Er ist nicht ansprechbar, führt sich aber abwechselnd Wodka und Wasser zu und hat Schwierigkeiten, seinen Mund mit Flasche und Glas zu treffen¹⁷. Wir küren ihn zum Sieger des Kampftrinkens. Sein Schluckauf wiegt ihn in den Schlaf. In der Wasserflasche vor dem Fenster steht die Welt Kopf.¹⁸

Seit dem Gelage muss ein halber Tag vergangen sein. Die Welt draußen ist wieder auf die Füße gekommen. Schnee, kahle Bäume, vereinzelte Häuser, viel Himmel. Und täglich grüßt das Chinchilla – ein Mitreisender holt sein Haustier aus dem Käfig. Munter erkundet der Nager das Abteil. Wenigstens einer, der den engen Zug als Freiheit empfindet. Für Menschen endet jeder Spaziergang in der Sackgasse. Klimmzüge zwischen den Liegen sind dagegen eine gute Möglichkeit, die Enge zu nutzen. Sie bringen den Kreislauf nach dem vielen Sitzen in Schwung und bauen Muskeln auf fürs nächste Armdrücken.¹⁹

Als wir den Browser schließen, ist es dunkel vor den Fenstern. Wir brauchen dringend Bewegung. Morgen machen wir dann Paragliding vom Jungfrauojoch.²⁰ Oder wir klettern auf den Ayers Rock.²¹

- 10 <http://www.youtube.com/watch?v=JB8j9q3WEvI>
- 11 <http://www.youtube.com/watch?v=vkogE84RlZA>
- 12 <http://www.youtube.com/watch?v=xbXdrtkCtNk>
- 13 <http://www.youtube.com/watch?v=IXeMO0-Sy4E>
- 14 <http://www.youtube.com/watch?v=vkogE84RlZA>
- 15 <http://www.youtube.com/watch?v=xbXdrtkCtNk>
- 16 <http://www.youtube.com/watch?v=xbXdrtkCtNk>
- 17 http://www.youtube.com/watch?v=-_UpXP3NcO0
- 18 <http://www.youtube.com/watch?v=emeUXNVwUCM>
- 19 <http://www.youtube.com/watch?v=vkogE84RlZA>
- 20 <http://www.youtube.com/watch?v=qycDMIN-mOk>
- 21 <http://www.youtube.com/watch?v=eyRhqmDzuAY>





ALLES



LAVETTI!

Ivo Lavetti lebt von dem, was andere Leute rauswerfen. Oder besser: rauswerfen lassen. Seit fast 25 Jahren löst er Wohnungen auf und entrümpelt Dachböden. Die Schätze, die der Trödelkönig dabei findet, hortet er in seinem Reich: dem Tübinger „Krempeltempel“. Bis sie wieder jemand kauft und sich in die Wohnung stellt

**Text: Dagny Riegel
Fotos: Nora Klein**



Weg damit! Oft dauert es nur ein paar Stunden, bis eine Wohnung leer ist. Bloß Gardinen und Lichtschalter dürfen bleiben

Das Küchenfenster im ersten Stockgeht auf.

Kurz erscheint Ivo Lavettis runder Kopf, dann ein Gummibaum, „Baum fällt!“ Ihm hinterher stürzt ein Prasselregen aus Tassen, Gardinen, Teppichen, Sofapolstern in die Container vor dem Haus. Wie aufgerissene Mäuler schlucken sie das Hab und Gut von Else Huber*. Was jahrelang seinen festen Platz hatte, trifft sich im Müll. Lavettis Hände brechen Schranktüren aus den Scharnieren, sein Fuß tritt Rückwände durch. Splitternd kracht das Holz aufs Parkett. Der Vorschlaghammer zerlegt, was anders nicht kleinzukriegen ist. Nur Gardinenleisten und Lichtschalter dürfen bleiben.

Noch riecht es in der Wohnung nach Polstermöbeln, Bücherregalen und Gardinen, die Jahrzehnte lang die Nähe eines Menschen aufgesogen haben. Alles atmete die Behaglichkeit der sechziger Jahre, bis Lavetti mit seinen Helfern anrückte – ein Trupp wie eine Schrankwand. Zerlegen und ausnehmen. Geschirr klappert, Hammerschläge spalten Küchenmöbel, Holz birst. Lavetti weidet die Schränke aus. Scheinbar herzlos. Stapelt Trinkgläser in Plastikboxen, oben drauf die Zierteller mit Lochmuster und die Bonbonniere in Hennenform. Was er brauchen kann, kommt in seinen Laden.

Eigentlich hat Ivo Lavetti ein großes Herz, gut 240 Quadratmeter misst sein „Krempeltempel“ – jede Menge Platz für Dinge. Handarbeitszeitschriften, Porzellangeschirr mit Blumenmuster, Lateinbücher, altmodische Hängelampen. Und Küchenmörser? „Hm, ja, könnte sein. Gehen Sie einfach durch und schauen Sie selbst“, sagt er im Laden zu einer jungen Frau mit braunen Locken, lehnt sich kurz auf seinem Bürostuhl hinter dem PC zurück und bastelt weiter an einem Flyer. Darauf ist er als Rattenfänger gezeichnet, dem munter Möbel folgen.

„Ivo Lavetti Original Tübinger Krempeltempel“ steht auf gelber Folie am Schaufenster, auf dem Schild über dem Eingang, dem Aufsteller auf dem Gehweg und den Stufen vor der Tür. Seit 1993 betreibt Lavetti den Trödelladen in dem alten Haus in Tübingen. Hier landet, was er aus den Wohnungen holt, die er auflöst oder entrümpelt.

* Name von der Redaktion geändert

Als Kind war sein Spielplatz die Tübinger Mülldeponie „Schweine-rain“, dort hat er mit Freunden alles mögliche gefunden, manchmal sogar Mopeds. Als er zwanzig Jahre alt war, machte er die ersten Geschäfte mit Trödel. Jede Woche baute er irgendwo seinen Stand auf einem Flohmarkt auf. Heute ist Lavetti 51 und der bekannteste Gebrauchtwarenhändler der Region: der Trödelkönig



von Tübingen. Seine Stimme wird lauter, wenn er von den Zeiten erzählt, als der Tübinger Festplatz mit fünfzig Ständen noch als riesig galt. Er pocht auf den Tisch, malt in die Luft, die Schaufelhände wollen was tun.

Alles in seinem Reich ist „secondhand“. Sogar die Holzvertäfelung an der Wand, die Ladentheke und die Küchenzeile hat er bei Lager- und Wohnungsaufösungen aufgetrieben und seinen Verkaufsraum damit „aufgefrischt.“ Am runden Tisch sitzt fast immer ein Kunde oder ein Freund oder beides. Der Tisch ist ebenso verkäuflich wie der Spiegel im Klo. Die Tasse Kaffee für Stammgäste ist gratis, passend zum WG-Küchen-Flair. In den Industrieregalen der unbeheizten Hinterräume liegen Nudelhölzer, darüber alte Föhne, in Plastikboxen auf dem Tisch lagern Bücher: „Fröhliches Wissen um Adam und Eva“ und das „Res Romanae“ aus der Oberschule für Mädchen. Ganz hinten steht das Geschirr, jedes Teil mit Etikett. Ein winziges weißes Milchkännchen kostet noch 5 Deutsche Mark, ein größeres gibt's zum Sonderpreis von 12,50 Euro. Alles Verhandlungsbasis.

Die Tür knarzt, und die Kundin kommt mit einem Mörser in den Kassenraum. Lavetti schiebt seinen Bauch in Trachten-Strickjacke mit Hornknöpfen hinter die Kasse. Er wiegt den Mörser in schwieligen Händen, „echter Granit.“ Die Frau bemerkt, dass sie ganz schön lange suchen musste – und dabei klingt sie sehr zufrieden. „Wer hier reinkommt, trifft seine Kindheit. Irgendwas holt einen ein“, sagt Lavetti. Eine seiner Stammkundinnen, die heute oft für Kunstprojekte bei ihm einkauft, hatte ihre Studenten-WG fast völlig mit seinen Sachen eingerichtet: „Alles Lavetti!“, sagt der

*Wertlose Sachen werden
nicht behutsam
abtransportiert – sie
fliegen aus dem
Fenster in den Müll*

Alles im Blick Gerade in Kellern oder auf Dachböden finden sich noch Schätze. Wenn das Treppenhaus dann nicht zu eng ist, können Lavetti und seine Helfer die Möbel am Stück abtransportieren



Das passt noch Ivo Lavetti räumt ein antikes Bettgestell in seinen „Krepeltempel“. Zur Deponie kommt nur, was er dort nicht mehr unterbringen kann



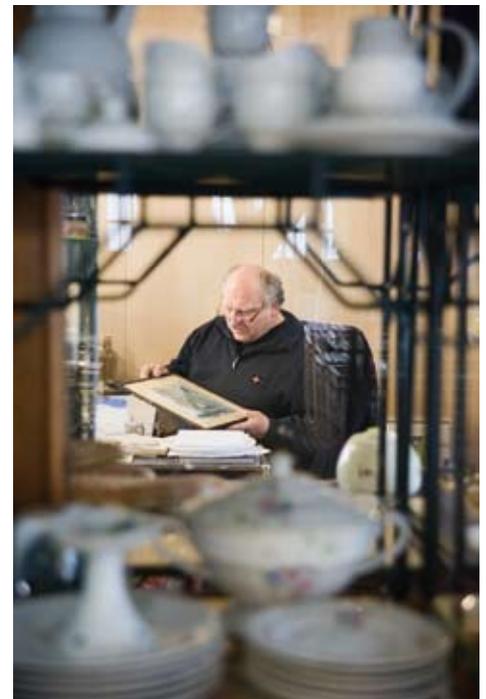
Händler dazu. Nicht nur Tübinger Studenten und Nostalgiker zählen zu seinen Kunden, sogar aus Australien und Amerika kommen Besucher, wenn sie in Deutschland sind. Und natürlich Sammler wie der Mann, der in den Zeitschriften nach Schnittbögen blättert. Aber nichts findet, weil er schon alles hat.

Alles haben, das kommt Lavetti bekannt vor. „Zum Glück bin ich nur berufsmäßig Messie“, sagt er. In seiner Wohnung über dem Laden, wo er mit Frau und Tochter wohnt, mag er es ordentlich, nur ein paar ausgewählte alte Fundstücke gehören zur Einrichtung. Aber auch geschäftlich muss er seine Sammelleidenschaft im Zaum halten. Die Mieten in der Region sind hoch. Deshalb hat er seit ein paar Jahren noch ein großes Lager in Sachsen – das auch schon voll ist. Sein Verwertungshof im „Französischen Viertel“ Tübingens hat sich nicht mehr gelohnt und ist jetzt geschlossen. Mittlerweile bieten viele Ähnliches an, oft für einen wohlthätigen Zweck mit Hilfe von Ein-Euro-Jobs. Gerade große Möbel aus Wohnungsaufösungen kosten viel Platz und lassen sich nicht mehr so gut verkaufen wie früher. So gehört zu Lavettis Job auch das Wegwerfen. »

» Aus der Wohnung von Else Huber kann er nur wenig verwerten: Rüber in die Küche, Schublade auf. Lavetti grapscht Schneebeesen, Fleischgabel, einen Strauß Besteck, leert die Hand wie einen Bagger über der Kiste. Der Sohn der früheren Bewohnerin bietet ihm Zeitungspapier zum Einpacken an. Lavetti winkt ab: „Das lohnt den Aufwand nicht, wenn was kaputt geht, geht’s kaputt.“ Im Küchenschrank stehen noch eine Packung Kakao und Vorratsgläser mit Mehl und Zucker beieinander. An der Wand hängt über der Küchenschürze der Kalender, stehen geblieben im Oktober 2009, beim Foto eines blühenden Bauerngartens.

Zu der Zeit musste die 87-jährige Else Huber ins Krankenhaus, Nierenversagen und Herzinfarkt. Dass sie ihre Wohnung nicht mehr betreten und gegen ein Zimmer im Pflegeheim tauschen würde, wusste sie da noch nicht. Über vierzig Jahre war es her, dass sie mit ihrem Mann hier einzog. Was sich in vier Jahrzehnten angesammelt hat, schafft Lavetti in vier Stunden raus.

„Da täten meiner Mutter die Tränen hinunter laufen, wenn sie dabei wär“, sagt der Sohn, als der Krach nach gut zwei Stunden abflaut. „Das würden wir auch nicht machen, sie zuschauen lassen“, antwortet Lavetti. Trotz aller Routine im Umgang mit den Habseligkeiten anderer weiß er, wie solch eine Situation für die Angehörigen ist. Als seine Großmutter gestorben war, wollte er selbst keinen Schritt über die Schwelle ihrer Wohnung tun – schon gar nicht ihre Sachen anrühren. Für Hubers Hausrat waren acht Stunden veranschlagt, aber schon nach drei Stunden ist fast alles weg. Je nachdem, wie lange die Männer arbeiten und wie viele Container sie bestellen müssen, kostet ein Einsatz in der Regel 1000 bis 3000 Euro. Wenn viele wertvolle Sachen dabei sind, nimmt



Spaß am Sammeln Um sich herum mag Lavetti gern viele Dinge. Seine Leidenschaft für Trödel hat er früh entdeckt. Schon als Kind ging er in der Deponie auf Schatzsuche

Lavetti kein Geld. Das ist bei Huber nicht der Fall. Im Wohnzimmer hängt nur noch das Metallgestänge des Regalsystems wie ein entfleischtes Gerippe. Von Büchern wie „Jakob und Adele“ und dem Istanbul-Führer, dem Sofa, Kommoden und Wandteppichen zeugen nur noch blasse Vierecke mit Staubkante auf der Tapete. Ein Schattenbild der Wohnung. Als auch das Gerippe draußen ist, fe-



Trödeltreff Bis unter die Decke hängen die Prunkstücke im „Krempeltempel“. Die Kunden kommen oft nicht nur zum Einkaufen, sondern auch zum Stöbern oder um sich bei einem Kaffee zu unterhalten

*Als ein Müllsack platzt,
findet Lavetti ein handsigniertes
Foto von Friedrich August,
dem letzten König von Sachsen*

gen Lavetti und seine Männer die letzten Papierschnipsel, Hustenbonbons und Staubflocken zusammen. Das Einzige, was im Schutz der Wohnungstür seinen Platz behalten hat, ist das Foto einer Distel.

Lavetti schwingt sich in den Laster. Hinten drin Herd, Kühlschrank und Waschmaschine, ein bisschen Geschirr und Kleinmöbel, außerdem eine Kiste mit einer Tischlampe, einer zerbeulten Wärmflasche aus Zinn und einem alten Märklin-Baukasten. Elektrogeräte zur Deponie, Schatzkiste zum Laden, der Rest ins Lager nach Sachsen.

Wie immer fährt er auf dem Weg zur Deponie an einem Häuschen am Wald vorbei. Da hatte er seinen bisher heftigsten Einsatz. Die Räumung dauerte mehrere Wochen. „Im Garten haben wir unter Abfall zwei Autos entdeckt und den vergessenen Keller einer ehemaligen Brauerei“, erinnert er sich. Ergebnis: 25 Container Müll. So etwas haben sie immer mal wieder – einen Menschen, der seinen Teller zum Essen in der Schublade des Küchentischs abstellen muss, weil alle anderen Flächen voll sind oder einen, der nicht mal Klopapier wegwirft. Da war ihm die Hohenzollern-Prinzessin Ende der achtziger Jahre schon lieber: „Sie hatte die Müllsäcke selbst gepackt, und wie ich die an der Deponie herausschleure, platzt einer, und ich sehe ein handsigniertes Foto von Friedrich August, dem letzten König von Sachsen. So was passiert heute nicht mehr.“

Auf der Vitrine im Laden steht die Tischlampe von Else Huber, die Wärmflasche findet sich in der bäuerlichen Szene des Schaufensters wieder. Früher hätte Lavetti versucht, 100 oder 150 Mark dafür zu bekommen. Jetzt hofft er auf 25 Euro und klebt ein Etikett mit 30 drauf. Der große Metallbaukasten von Märklin liegt auf dem Stehtisch, ihn braucht Lavetti gar nicht einzuräumen. Ein Spielzeugrestaurator, den er noch aus Flohmarkt-Zeiten kennt, hat schon Interesse angemeldet. Vorsichtig nimmt der Sammler den Pappdeckel ab und geht mit dem Finger über die Metallstreifen und Zahnräder, die noch mit Klammern festgeheftet sind. Das Set

scheint vollständig und fast unberührt, alle Baupläne sind da. Vor fünfzig Jahren war es ein teures Geschenk für Kinder, jetzt ist es ein teures Geschenk für alte Männer. 130 Euro legt der Sammler auf den Tisch.

Um zehn vor fünf räumt Ivo Lavetti die Schilder vom Bürgersteig: „Ich arbeite unheimlich gern, ich hör aber auch unheimlich gern auf, wenn ich will.“ Er nimmt die roten „offen“-Wimpel aus dem Halter und legt sie in den Laden. Die Holzbank und den altmodischen Gartenklappstuhl lässt er draußen. Beide hat er mit einem Schloss gesichert: „Mit unserem Lager im ‚Französischen Viertel‘ waren wir noch gar nicht richtig eingezogen, da haben sie uns schon die Bude aufgebrochen.“ Was die einen wegwerfen, klauen die anderen. «



Liebe zum Detail Lavetti weiß zwar nicht genau, was er alles hat, kann aber gute Geschichten dazu erzählen. Er arrangiert kleine Stillleben in den Vitrinen und Szenarien in den Schaufenstern



„ICH WAR IMMER EINE TUSSTI“

Wir waren Freunde in der Grundschule. Dann verloren wir uns ein wenig aus den Augen. Damals hieß sie noch Severin Jörg Bauer. Zum Klassentreffen vor drei Monaten kam sie als Frau. So erfuhr ich ihre Geschichte und lernte sie neu kennen: Seit sechs Jahren nennt sie sich Gwendolyn und seit kurzem steht es auch so in ihrem Ausweis.*

Text: Agnes Fazekas
Fotos: Vivian Balzerkiewitz

* Name von der Redaktion geändert





Sie tauchten mich unter. Immer wieder. Bis ich heute und bei der Schwimm-Trainerin petzte. „So sind Jungs halt“, sagte die. Wir waren acht Jahre alt und Severin war mein Freund. Wenn wir allein waren. Achtjährige Jungen zeigen sich nicht gern mit Mädchen.

Zwanzig Jahre ist das jetzt her.

Das Fließband schubst Räucherlachs, Nordseekrabben und Frühlingszwiebeln in die Hände der KassiererIn. Gwen steht in einem Supermarkt in der Münchner Vorstadt und guckt ihrem Abendessen hinterher. Ihr Blick bleibt an der Warenauslage hängen, an den Schwangerschaftstests. „Wollte ich schon immer mal probieren, bei meinem Hormonspiegel“, sagt sie so laut, dass sich die Köpfe drehen. Sie trägt Pony und Piercings. Die leicht schräg stehenden Augen hinter dem schwarzen Brillengestell bestehen fast nur aus Pupillen. Zwei lange Strähnen hat sie aus dem dunklen Pferdeschwanz gezupft, die hängen links und rechts vor ihren Ohren. Immer wieder dreht sie eine davon um ihre Finger, als ob sie sich versichern müsste, dass das Bild noch vollständig ist. Dieses Bild, das sie schon immer von sich hat. Das sich aber nicht immer spiegelt, wenn sie es in der Glastheke der Fleischwarenabteilung prüft.

Ein Mann im Anzug blickt sich gleich zweimal um. Schwer zu

sagen, was sein Interesse weckt: der Spruch oder ihre Stimme – nasal nuschelnd, ein bisschen brüchig. Vielleicht auch ihre hundertachtzig Zentimeter oder der extrem kurze Minirock und die langen Beine in den Springerstiefeln. Größe 45.

In Deutschland leben etwa 170.000 Transsexuelle. Genaue Zahlen kennt niemand, denn einige lassen sich nie operieren, viele irgendwo im Ausland. Manche outen sich ein Leben lang nicht. Man weiß nur, dass es häufiger vorkommt, dass Frauen in einem biologisch männlichen Körper auf die Welt kommen als umgekehrt. Die Ursache von Transsexualität ist der Wissenschaft immer noch ein Rätsel.

Ich lernte Severin in der zweiten Klasse kennen. Der hatte einen Detektivkoffer mit kleinen Sprengstoffplättchen und Knallern. Wir übernachteten im Iglu-Zelt. Nicht im Garten des großen Einfamilienhauses, sondern im warmen Wohnzimmer. Wir hörten „Bibi Blocksberg“, und am nächsten Morgen fragte die Mutter: „Und? Habt ihr geknutscht?“ Der Vater schimpfte oft: „Mama-kind!“ „Weichei!“ Als wir aufs Gymnasium wechselten, luden meine Eltern zu einem Faschingsfest ein. Severins Vater zog Stahlkappen-

stiefeln an, beim Tanzen trat er auf die nackten Zehen – pink lackiert – eines Freundes meiner Eltern. Der war als Transvestit verkleidet oder Schwuler oder Transsexueller: „tuntig“. Die Zehen waren dann gebrochen.

Mit 15 trug Severin lackglänzende Latexhosen und bauchfrei, damit alle den Ring im Nabel sahen – exzentrisch dachten wir. Immer im Mittelpunkt der Skater-Clique, das waren die Coolen. Aber kaum einer ahnte damals, wieso Severin lieber bei den Mädels der Clique rumhockte.

Bei der Musterung hatte Gwen es zum ersten Mal gewagt. Hatte es öffentlich gesagt, zu der Frau, die gerade ihre Männlichkeit untersuchte: „Ich fühle mich als Frau. Ich komm nicht so gut mit Männern klar.“ Da hat die Ärztin gelacht: „Ach, das komm ich auch oft nicht.“ Transsexualität gilt als Ausmusterungsgrund. Aber erst als Gwen in dem Altenheim, in dem sie schließlich ihren Zivildienst

ableisten sollte, heulend zusammenbrach, hatte die Tortur ein Ende. Die Leiterin wurde ärgerlich: „Hätten Sie sich das nicht früher überlegen können?“

Privat hatte sie sich damals schon drei Leuten offenbart: Einer Freundin, der Mutter und ihrer großen Liebe Sandra. Die schlug ihr nach dem Outing sogar einen Frauennamen vor: „Gwen!“ Gwen-dolyn trauert der Beziehung immer noch nach.

1600 Euro kostete die Vornamensänderung. „Für solche Sachen

spart man doch“, sagte der Beamte, als ob sie sich ein neues Auto kaufen wollte. Da war Gwen schon 27, in ihrem Ausweis stand immer noch: Severin Jörg Bauer*.

„Für solche Sachen spart man doch“, sagte der Beamte, als ob sie sich ein neues Auto kaufen wollte

Sie musste erst beweisen, wie viel Frau in ihr steckt. Seit sechs Jahren arbeitet Gwen jetzt an der Korrektur ihrer Existenz. Es ist die Angleichung der Hülle – das weiß sie, seit sie denken kann. Sie erinnert sich an Ballettunterricht und Kleidchen noch vor der Grundschule. Bis der Vater das stoppte.

Jetzt hat Gwen eine To-Do-Liste, die hakt sie ab, Punkt für Punkt: Psychiater überzeugen. Mindestens ein Jahr sichtbar als Frau auftreten. Einen Rock in der Öffentlichkeit tragen, obwohl der Bartschatten im Gesicht etwas ganz anderes erzählt. Unter Freundinnen, die Jeans und Kapuzenpullis tragen, will Gwen mehr Frau sein, mehr Frau zeigen. Muss Gestagene schlucken und Östrogene »



Außenansicht
Jeder Blick in den Spiegel ist eine Mutprobe für Gwen. „Seh ich aus wie eine Frau?“

* Name von der Redaktion geändert



Kuscheltiere und Schuhgröße 45
Gwen ist 28 Jahre alt. „Keine Ahnung, ob ich irgendwann einen erwachsenen Geschmack kriege.“ In der heilen Welt ihres Mädchenzimmers sind alle nett zueinander

» und Testosteronblocker und Gel auftragen und hoffen, dass die zweite Pubertät aus dem Männerkörper Brüste hervorzaubert, weichere Hüften, zartere Haut – und nicht nur Übergewicht. Dazu Stimmtraining bei der Logopädin, sich den Bart dauerhaft veröden lassen. Trotzdem Rasieren. „Haare am Arsch sind für eine Frau das Schlimmste.“ Die Kasse zahlt aber nur, was jeder sieht.

Die Belohnung für all das, hofft sie, wird das normale Leben sein. Vor dem Gesetz nicht mehr Mann sein; nicht mit Herr Gwendolyn angesprochen werden. Vielleicht eine große Liebe – zumindest einen Rückhalt. So normal es eben geht.

Äußerlich wird nach der OP nicht einmal der Gynäkologe merken, dass da früher einmal männliche Genitalien hingen. Wenn alles gut läuft, kann Gwen Sex haben wie eine Frau. Fast. Ein geschickter Chirurg erhält das Nervenzentrum an der Penisspitze, formt es zur Klitoris. Aber die dunkle Stimme wird bleiben, der Knochenbau, der Adamsapfel. Da ist diese Hülle, die ihr weibliches Inneres verbirgt, die irgendwie zu ihr gehört und irgendwie auch nicht. „Astral oder so“, sagt Gwen dazu. „Als ob ich innen drin eine funktionierende Frau wäre, nur außen baumelt das Ding noch dran.“

Für Gwen ist es der „Transenscheiß“. Alles, was damit zu tun hat, dass sie endlich so aussehen und leben kann, wie sie sich fühlt: Die Hormontherapie, die Operation, die Haarentfernung, die Gutachten. Das Unverständnis der Leute.

Sie wohnt immer noch in ihrem Elternhaus, in einem Stadtteil von München, der fast noch das Dorf ist, das es einmal war. Der Vater ist inzwischen ausgezogen.

Bierflecken auf dem Teppich erinnern Gwen an diese Abende, als sich alle bei ihr trafen, weil es locker war. Am liebsten würde sie den Teppich rausreißen, aber dafür müsste sie erst alles aus dem kleinen Zimmer räumen und die Ordnung zerstören. Eine Setzkasten-Ordnung. Ihre heile Welt en Miniatur, in der jeder ungewohnte Gegenstand ein Fremdkörper ist. Meine Tasche stopft sie schnell unter das Sofa. In jeder Ecke, auf den Kissen und den Regalbrettern drängen sich Kuschtierchen aneinander, japanische Comic-Katzen, die Barbie reitet auf dem Stoffpferd. „Sags halt“, sagt Gwen, „hier siehst aus wie bei einer 13-Jährigen.“ Am Heizkörper neben einer Erdbeere aus Schaumstoff klebt seit drei Jahren ein pinkfarbener Zettel. Darauf in kullernder Mädchenschrift: „Scheiß auf die Leute!“

Zwei der alten Kumpels haben es ausgehalten, das Outing und das Outfit. „Du hast dich ja gar nicht verändert“, hat Basti gesagt, als sie ihren Namen wechselte. Gwen verdreht die Augen, wenn sie

daran denkt. Damals antwortete sie: „Checks endlich, ich war immer eine Tussi!“ Nur ihrer Mutter verzeiht sie die Abkürzung aus Kindertagen bis heute: Sevi. „Ich bin halt ihr Kind. Ich sag dann, Mama, wie heiße ich? Und sie leiert: Jaja, Gwen-do-lyyy.“

„Zu ihr kann ich runtergehn, wenns mir scheiße geht“, sagt Gwen. „Seit sie es weiß, haben wir voll den guten Draht, wies nur Mutter und Tochter haben.“ Bisweilen macht ihr die Mutter jetzt sogar Komplimente: „Heut siehst du richtig schick aus!“

Gott spielen, nennt es der Vater. Er und die Tochter, die einmal sein Sohn war, versuchen sich einander anzunähern. Dann fragt er, an einem bis dahin netten Abend: „Willst du die hart arbeitende Gesellschaft mit deinem Auftreten pikieren?“ Und alles ist wieder kaputt.

In der achten Klasse ging Severin von unserer Schule ab. Ein Disziplinarverfahren wurde angedroht. Eine Lehrerin wollte gesehen haben, wie sie ein Mädchen „begrabscht“. Das Mädchen war eine gute Freundin und verteidigte Severin. Sie nannte es Kitzeln. Es half nicht.

Vielleicht war es damals schon da, das Unbehagen der Leute. Dass da etwas nicht zusammenpasst. Ein Unbehagen, das manchmal in Aggression umschlägt. Wie neulich in der Fußgängerzone, als sie nicht zuerst ausweicht: Der Typ rempelt sie an, Freundin an der Hand. Gwen flucht, er dreht sich um, stößt ihr schmerzhaft vor die

Brust: „Was willst du, Burschi? Soll ich dir eine reinhauen?“ Schwer zu sagen, was mehr weh tut. Die Brüste füllen B-Körbchen, fühlen sich wegen der Hormone an, als ob sie ständig ihre Tage hätte, schwanger wäre und gleichzeitig in den Wechseljahren. Sie schmerzen und spannen.

„Haare am Arsch sind für eine Frau das Schlimmste.“

Die Kasse zahlt aber nur, was jeder sieht

„Manchmal überleg ich mir, wie ich solche Typen ausschalte, wenn sie angreifen. Dem einen hau ich in die Fresse, dem anderen ramm ich mein Knie rein...“ Dabei hat sie lange nicht mehr so viel Kraft wie früher, die Muskelmasse ist auf weibliches Normalmaß geschrumpft. Gwen will sich eine Gaspistole besorgen.

Gestern war sie beim Chirurgen zum Vorstellungsgespräch, er ist schon der zweite. Gwen hat Angst davor: Nachoperationen, Schmerzen, ein Dildo, der aus medizinischen Gründen noch lange getragen werden muss, ein mühsamer Heilungsprozess. Aber „das



Reifeprüfung Gwens Brüste sind das Neueste an ihrem Körper. „Ein bisschen klein noch“, findet sie und überwacht wie ein Teenie jede Veränderung

Ding“ ist dann endlich ab. Das Ding. Meist vergisst sie es: „Ich hab eh das Gefühl, dass ich eine Muschi hab.“ Beim Aufs-Klo-gehen erschrickt Gwen dann. Sie pinkelt lieber im Sitzen als im Stehen: „Auf diesen Vorteil kann ich auch verzichten.“

Manchmal mag sie Frauen, manchmal Männer. Die einen für Beziehungen, die anderen reizen eher zum Sex, „Ich hab so lange unter Männern gelebt, ich kann die nicht mehr ernst nehmen.“ Der Basti zum Beispiel, wie der über die Frauen spricht, die er heiß findet. Wenn er mit Gwen alleine ist: „Geile Drecksau.“ Aber wie er ihnen dann höflich die Hand schüttelt, schüchtern lächelt, wenn sie den Raum betreten.

Überhaupt Männersex. Sie erinnert sich an den Selbsthass, wenn sie das Gefühl hatte, einen Roboter zu steuern, einen Körper zu haben, der männlich funktioniert, sich verselbstständigt, und dabei zu denken: Oh Gott. Ich vergewaltige sie gerade. So brutal kam ihr der Akt vor. Seitdem sie die Pillen nimmt, hat sie kaum noch Lust, weniger Testosteron im Blut als jede biologische Frau. „Ich hab jahrelang den falschen Treibstoff getankt: Diesel im Benziner, das kann ja nicht gut gehen.“ Mit den männlichen Hormonen schwanden auch die Depressionen. Mit den schwellenden Brüsten gab es mehr Anlass zu Mädchengesprächen. Zu einer Freundin sagt Gwen: „Hm, wie Eis-tüten.“ Und die sagt: „Ach, deine sind ja auch erst zwei Jahre alt, in zehn vergleichen wir nochmal.“

Nächste Woche hat Gwen ein Vorstellungsgespräch in einer Druckerei. Eigentlich ist sie Tontechnikerin, aber den Job würde sie nehmen, „um wieder rein zu kommen“. Dem Lebenslauf hat sie ein Persönlichkeitsprofil beigefügt mit ihrer Geschichte. Zum Gespräch ist auch ein Sozialarbeiter geladen. „Mein Integrationsbeauftragter“, sagt Gwen und lacht. „Hoffentlich arbeiten da nicht nur Männer.“

Sich wieder an das frühe Aufstehen gewöhnen, das wird hart. Damit ihr die Tage nicht lang werden, lebt sie nachts. Putzt. Dekoriert. Sitzt vor dem Rechner, mixt Musik und singt. „Elektro mit bitterem Beat“. Oft sind auch die Texte bitter. Dann gibt sie sich keine Mühe mit der Stimme, singt viel dunkler, als sie spricht, von zwei Welten, von einer „Barbie Dark“ und der „Tussi mit der tiefen Stimme“.

Samstag ist „Reset“-Tag. Diesen Knopf drücken, der alles wieder auf Null stellt. Tanzen und Freunde treffen, „Terror machen“ nennt es Gwen. Dafür rüstet sie sich, legt ihren Ausgeh-Harnisch an: Auf der Heizung trocknen schon ein paar Oberteile, damit

nachher genug Auswahl bleibt. Mit Theaterschminke ebnet sie ihr weiches Gesicht zu einer fast weißen Fläche. Als der Bart noch wuchs, brauchte sie morgens zwei Stunden, um sich soweit herzurichten, dass sie sich aus dem Haus traute.

„Ich habe jahrelang den falschen Treibstoff getankt: Diesel im Benziner, das kann ja nicht gut gehen“

Stricheln, den Ellbogen aufgestützt, der Pinsel hinterlässt schwarze Balken unter den Augen, ein bisschen grob, aber was soll's, die anderen im Club werden noch theatralischer gestylt sein. Männer in Netzhemden und Kampfhosen, Frauen mit dramatischem Augen-Makeup, Miederhöschen und Strapsen. In der Gothic-Szene will man auffallen, anders sein. „Mut zur Hässlichkeit“, sagt

Gwen und pudert sich die Stirn. Leichenweiß.

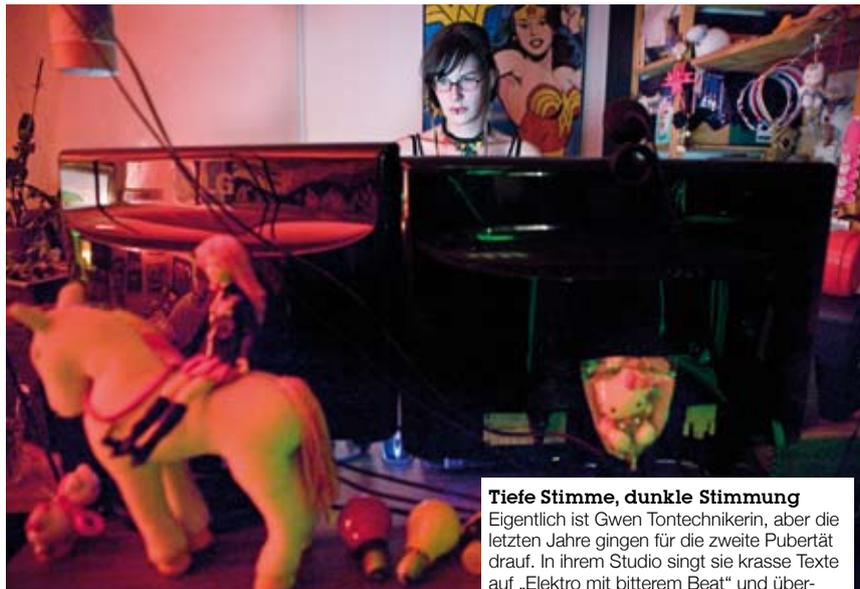
Die Lust sich herzurichten war schon da, als sie noch Severin hieß. Lange Koteletten trug sie da. Das war kein Widerspruch für Gwen. „Ich hab mich in der Früh so lange zurechtgemacht, bis ich diesen Typen im Spiegel gesehen hab, der mir als Frau auf der Straße gefallen hätte.“

Die Nacht im Club verbringt Gwen mit Freunden an der Bar, in der einen Hand ein

Glas mit Jackie-Cola, in der anderen der schwarze Fächer. Die Tanzfläche ist ihr zu voll. Am liebsten hängt sie sowieso auf dem Mädchenklo rum. Vor den Schminkspiegeln stehen Drehstühle und es gibt einen netten Klomann. „Dich mag ich“, sagt Gwen und klopft ihm auf die Schulter. „Nächstes Mal bechern wir einen, gell?“ Der Klomann grinst und streicht ihr über den Arm.

Gwen verlässt die Kabine wieder: „Hat ein bisschen länger gedauert, ich musste mich ja noch mit der unliebsamen Tatsache da unten beschäftigen.“ Da packt es sie wieder: „Ich hab eine beschissene Ausgangsposition, nie werd ich die gleichen Chancen haben wie eine echte Frau. Irgendwas wird immer stören.“

Eine Frau im engen Korsagenkleid kommt zur Tür herein. „Wer will schon eine Tussi mit Brüsten und Schwanz“, sagt Gwen in diesem Moment, die letzten Worte würgt sie fast heraus, sieht der Frau dabei ins Gesicht. Die mustert sich kritisch im Spiegel, dreht ihre Hüften im grellen Licht und hält Gwen schließlich den Rücken hin: „Kannst du mir bitte mal die Träger lockern? Ich habe so zugenommen...“



Tiefe Stimme, dunkle Stimmung
Eigentlich ist Gwen Tontechnikerin, aber die letzten Jahre gingen für die zweite Pubertät drauf. In ihrem Studio singt sie krasse Texte auf „Elektro mit bitterem Beat“ und überwacht wie ein Teenie jede Veränderung



KEINE ZUKUNFT – NIRGENDWO

Familie Moreni wurde nach 17 Jahren aus Deutschland in den Kosovo abgeschoben. Die Mutter und ihre fast erwachsenen Kinder haben nur ein Ziel: Sie wollen zurück. Aber eine zweite Chance gibt es nicht. Sie bleiben Fremde – hier und dort*

Text: Thomas Krause
Fotos: Hannes Jung

* Name von der Redaktion geändert



Lethargie auf 16 Quadratmetern Das Leben der Morenis im fremden Zuhause besteht aus Warten. Sie warten auf den Strom, auf das Geld aus Deutschland und auf ein Wunder

Die Morenis landen im Kosovo. In einem Land, das angeblich ihre Heimat ist, ein Land, das sie nicht kennen, ein Land, in dem niemand auf sie wartet

Dulsa Moreni schreckt aus dem Schlaf. Hat es geklopft? Draußen ist es noch dunkel. Fünf Uhr früh. Ja, es klopft. Energisch. Dulsa Moreni, braune Augen, blondierte Haare, kräftige Statur, öffnet zögernd die Zimmertür. Vor ihr stehen Polizisten. Aus dem Flur im Flüchtlingsheim drängen sie an ihr vorbei in die Zimmer. Ihr Einsatzbefehl: Familie Moreni abschieben. Nach siebzehn Jahren in Deutschland.

Es muss Hoffnungen gegeben haben und Träume von einem besseren Leben – damals, als die Morenis herkamen. 1991 war das. Gjevdet und Dulsa beantragten mit ihren zwei Kindern Asyl. In Ludwigshafen bekamen sie Wohnheimplätze: einfach möblierte Zimmer, Küche, Bad. Dazu „Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz“, sowie eine Duldung für drei Monate.

Irgendwie war man versorgt, irgendwie kam man zurecht. Darüber haben die Morenis ihre Hoffnungen verschoben, schließlich wohl vergessen, noch ehe sie diese an ihre Kinder hätten weitergeben können. Drei weitere waren dazugekommen: Merlinda, Edison und Mirson, alle geboren in Ludwigshafen, heute 15, 17 und 18 Jahre alt.

Wie in einem Kokon lebte die Familie auf engem Raum in diesem fremden Deutschland, sich selbst überlassen, aber auch sich selbst genug. Nur der Vater verlässt nach einigen Jahren den Kokon, lässt sich scheiden, heiratet eine Deutsche und darf bleiben.

Dulsa steht mit den fünf Kindern – zwischen sechs und 15 Jahren – alleine da. Sie macht sie zu ihrem Lebensinhalt. Essen kochen, Wäsche waschen, saubermachen, alle drei Monate bei der Ausländerbehörde die Duldung verlängern. Darin erschöpft sich ihre Energie. Schullaufbahn der Kinder? Dulsa Moreni selbst hat nie eine Schule besucht. Ihre Kinder, alle fünf, gehen auf die Förderschule. Wenn sie denn hingehen, häufig schwänzen sie den Unterricht. Dann, nach Beendigung oder Abbruch der Schule, führt die Treppe weiter abwärts.

Der älteste Sohn Miliam, heute 24, handelt zunächst mit Handys, gleitet ab in die Kleinkriminalität. „Ich habe mir nur mal ein Rad geliehen, das da rumstand. Da haben sie mich wegen Fahrradklau verurteilt.“ Sein jüngerer Bruder Mirson verlässt die Schule

mit einem „Ungenügend“ in allen Fächern. Der Dritte, Edison, beginnt eine Ausbildung zum Maler und Lackierer und bricht sie ab. Nur Merlinda hätte eine Chance, sie hätte zumindest auf eine Hauptschule gehen können. „Merlinda war in der Schule am besten“, sagt Dulsa Moreni. Aber weil ihre Geschwister alle auf der Förderschule sind, meldet die Mutter auch sie dort an. Merlinda geht sogar hin – bis zur Abschiebung.

An jenem Dienstagmorgen im November 2008 packt Dulsa Moreni in den Zimmern des Flüchtlingswohnheims hektisch für sich und ihre Kinder. Was nicht in die Taschen passt, bleibt zurück. Tochter Meri, damals 16, ist in dieser Nacht nicht nach Hause gekommen. Auch sie bleibt zurück in Deutschland. An den Händen gefesselt werden die fünf Morenis von Polizisten aus der Wohnung gebracht und zum Flughafen Karlsruhe/Baden-Baden gefahren. Ein Arzt untersucht die 42-jährige Dulsa. Dass sie Schilddrüsenprobleme hat, bemerkt er. Dass sie herzkrank ist und eigentlich eine Operation braucht, bemerkt er nicht. Er attestiert ihr Reise-tauglichkeit. Um 11.50 Uhr hebt die Maschine nach Pristina ab.

Wenige Stunden später öffnet sich die Glastür des Flughafen-terminals in Pristina. Vor den Morenis liegt der Kosovo. Ein Land, das angeblich ihre Heimat ist. Ein Land, das sie nicht kennen. Links und rechts vom Ausgang stehen Absperrgitter, sie halten eine Gasse durch die Mensentraube frei. Dutzende warten auf Familienmitglieder oder Freunde. Auf Familie Moreni wartet niemand. Nur die Taxifahrer drängen heran, sie sehen: Die Familie kommt aus dem Ausland zurück. „Schatzi“ nennen sie jeden, der es in Deutschland scheinbar zu Wohlstand gebracht hat. Doch alles, womit die Familie nach 17 Jahren zurückkehrt, sind Taschen voller Kleidung, 100 Euro – und ein Reisedokument auf dem gestempelt steht: „Adresse im Heimatland: nicht bekannt“.

Im Taxi gibt Dulsa Moreni das Ziel an: Peja. In der Stadt im Nordwesten des Kosovo hat sie vor vielen Jahren mit ihrem Mann gelebt. Nun kennt Dulsa Moreni dort niemanden mehr. Aber sie weiß auch nicht, wohin sonst. Die Landschaft auf der knapp 75 Kilometer langen Fahrt vom Flughafen nach Peja ist ihr fremd. Entlang der Straße stehen Rohbauten und Ruinen zwischen be-»



**Schneeschieben
gegen die Lange-
weile**

Milliam befreit vor dem gemieteten Haus die Wege vom Neuschnee – sogar die, die niemand nutzt. Vorher lebte die Familie noch ärmlicher: mit Klo und Dusche in einem Verschlag im Hof. Das Feuerholz reicht nur, um einen Raum zu heizen



Ersehnte Ferne

Per Knopfdruck und Mausclick halten Miliam (I.), Edison (M.) und Merlinda Kontakt nach Deutschland. Inzwischen bedauern sie, dort Schule und Ausbildung vernachlässigt zu haben. Der Enge können sie nicht entfliehen, weder am Tag noch in der Nacht





Fremde Nähe Die Morenis verlassen meist nur zum Einkaufen das Haus. Zum nächsten Supermarkt brauchen sie eine halbe Stunde. Nur die Mutter spricht die Landessprache fließend. Für die Mahlzeiten kocht sie heimische Gerichte auf dem rußenden Herd





» wohnten Häusern, liegen Soldatenfriedhöfe neben Abraumhalden. Kälte und Dunkelheit schwappen schon über Peja, als Dulsa Moreni einen Anruf ihres Ex-Mannes bekommt. Gjevdet Moreni versucht von Deutschland aus, sich um seine hilflose Familie zu kümmern. Ein Jugendfreund von ihm bietet den Abgeschobenen für die ersten Tage und Nächte ein Dach über dem Kopf. Danach finden sie im Dorf Vitumirice ein Haus, das sie mieten können. Das Geld für Miete und Essen überweisen ihnen Familienmitglieder aus Deutschland und Helfer vom „Bündnis gegen Abschiebungen Mannheim“. Damit kommen sie halbwegs zurecht.

Die Welt der Morenis hat drei Zimmer, Küche, Bad. In der Ecke eines Raumes steht ein weiß emaillierter Herd, gleich daneben liegt das Feuerholz. Jetzt, im Winter, wärmt das Feuer nur dieses eine Zimmer. Ihr neuer Kokon hat 16 Quadratmeter, alle fünf hocken dort zusammen. Ansonsten: Ein Bett, ein Fernseher, ein Computer, zwei weinrote Plastik-Gartenstühle. „Gehört alles dem Hausbesitzer“, sagt Edison. Nach und nach füllt Rauch den Raum und beißt in den Augen. Das Ofenrohr ist nicht dicht. Dort, wo es in der Decke verschwindet, ist ein großer Rußfleck zu sehen. Dulsa Moreni sitzt auf einem grauen Fußschemel aus Plastik und formt Teigkugeln, groß wie Pampelmusen. Eine Kugel nach der anderen wirft sie auf ein rundes Backblech, auf dem sie sich aneinanderschmiegen. „Wir müssen unbedingt zurück nach Deutschland. Fünf Jahre noch, damit die Kinder Zukunft hätten“, sagt sie und hustet schwer. „Wir müssen unbedingt zurück nach Deutschland“, sagt Edison, „Meine Mutter braucht eine Herz-Operation. Außerdem geht es wegen der Kälte hier mit ihrem Husten immer schlechter.“

Der Strom fällt aus, wieder einmal. Familie Moreni sitzt im Schein einer Kerze. 16 Quadratmeter Lethargie. Merlinda mit den langen schwarzen Locken hockt auf einem der Gartenstühle. Der Schein ihres Handydisplays erhellt ihr Gesicht. Sie spielt. Mirson, ein Piercing unter dem linken Mundwinkel, liegt auf dem schmalen Bett und döst. Miliam, rundes Gesicht, löchriger Fünf-Tage-Bart, sitzt auf der Bettkante und starrt vor sich hin. Mit dem Zeigefinger schnippt er Krümel vom Ärmel seiner schwarzen Kapuzenjacke. Dul-

sa Moreni lehnt mit dem Rücken an der Wand und schaut in die Flamme der Kerze. Sie wirkt ausgelaugt. Edison liegt neben ihr. Seine Kotletten sind zu dünner werdenden Streifen rasiert. In beiden Ohrläppchen stecken kleine, glitzernde Quadrate. „Ich hätte nie gedacht, dass ich die Schule mal vermissen werde. Aber jetzt bereue ich, nicht öfter hingegangen zu sein“, sagt er. „Ich würde gern Kfz-Mechaniker werden, an Motorrädern rumschrauben wie der Kawasaki Z 1000.“

Mirson, sein älterer Bruder, der in Deutschland zuletzt einen Irokesenschnitt trug, würde gern Frisör werden. Aber wie denn? Hier, in diesem öden Dorf? „Ich möchte Krankenschwester werden“, sagt Merlinda, „und anderen Leuten helfen.“ Also doch Träume, Hoffnungen. Geknüpft an den Rückblick auf ein Land, in dem sie selbst mit Förderschul-Abschluss kaum Chancen auf eine Ausbildung gehabt hätten. Und so träumen sie im Kosovo seit nun fast 17 Monaten einen Traum, den sie in 17 Jahren nicht gelebt haben: Raus hier; nach Deutschland zurückkehren; dort ein Leben aufbauen; einen Beruf haben. Aber wie? Keine Ahnung, nur raus: „Das ist wie im Knast hier“, sagt Edison. „Da kann ich auch tot sein.“

Kurz leuchtet die Deckenlampe auf, ein Signal, das alle aus ihren Gedanken reißt: Gleich kommt der Strom zurück. Einige Sekunden später schaltet Mirson den Fernseher an, Edison geht zum Rechner, setzt sich einen Kopfhörer auf. Gedämpft schallt Rap-Musik von Bushido ins Zimmer, während Edison mit Leuten aus Deutschland chattet. Fernsehen und Internet sind die letzten Verbindungen in die Welt, in der sie aufgewachsen sind. Fast tausend virtuelle Freundschaften hat Edison. „Von meinen Freunden aus Ludwigshafen meldet sich nur noch einer“, sagt er. „Jetzt weiß ich wenigstens, wer ein echter Freund ist.“

In der Nacht hat es geschneit. Am Morgen steht Miliam draußen im Schnee, in ausgelatschten Turnschuhen, die mal weiß waren. Mit einer umgedrehten Harke schiebt er Schnee, schiebt ihn vom Sandweg, der zum Hoftor führt, schiebt ihn vom Sandweg, der zur Scheune führt. Er schiebt ihn vom Rasen, auf dem ein Klohäuschen steht, das niemand benutzt. Egal. Hauptsache, etwas tun. Zwei kleine Söhne hat Miliam, sie leben bei ihrer Mutter in Lud-

Auf Rosen gebettet waren die Morenis auch in Deutschland nie. Aber jetzt empfinden sie ihre Armut als ausweglos

wigshafen. Er hofft, seine Kinder wieder zu sehen, vielleicht mit der Mutter und den Kindern eine richtige Familie zu werden. Aber selbst, wenn ein Gericht zu dem Schluss käme, dass die Abschiebung rechtswidrig war und seine jüngeren Geschwister mit der Mutter wieder nach Deutschland dürfen: Miliam ist volljährig. Straftätern bleibt die Rückkehr verwehrt. Er wird im Kosovo bleiben müssen.

Edison steht in der offenen Scheune und hackt Holz. Mit seinen Ohrsteckern würde Edison in Deutschland kaum auffallen – im Kosovo schon. „Ich werde oft gefragt, ob ich schwul bin“, sagt er. Albanisch spricht er – genau wie seine Geschwister – nur wenig. Schon im Supermarkt zu fragen, wo er Brot findet, kostet ihn Überwindung. Hinzu kommt: Familie Moreni gehört zur Minderheit der Aschkali, einer Volksgruppe, die der Legende nach als Erste den Kosovo bevölkerte. Im Jugoslawienkrieg gab es Ausschreitungen der Albaner gegen Aschkali, angeblich machten die mit den Serben gemeinsame Sache. Bis heute gibt es Vorbehalte. Einmal standen Jugendliche aus der Umgebung vor dem Tor und haben gerufen. „Mein Bruder ging raus. Erst haben sie ihn beschimpft, dann haben sie ihm ein blaues Auge geschlagen. Wir haben Angst vor den Albanern.“ Edison nimmt den nächsten Holzsplit und spaltet ihn.

Das Misstrauen beruht auf Gegenseitigkeit: „Die fälschen hier sogar Coca-Cola“, sagt Edison. Drei Meter neben ihm steht unter einer staubigen Plane ein silbergrauer Opel Kadett. Der Hausbesit-

zer hat ihn in der Scheune untergestellt für den Tag seiner Rückkehr. „Der ist ein reicher Mann“, sagt Dulsa Moreni. Er lebt und arbeitet in Deutschland. Das Haus im Kosovo soll sein Altersruhesitz werden. Im Frühsommer geht der Hausbesitzer in Rente. Dann muss Familie Moreni ausziehen. Wohin? Keiner weiß es.

Edison verdrängt den Gedanken. Er setzt sich drinnen an den Rechner und schaut Bilder aus einem früheren Leben an: Er selbst

mit nacktem Oberkörper, dem man das Krafttraining ansieht. Seine Schwester Merlinda mit übergroßer Sonnenbrille in Popstar-Pose. Und Meri, seine Schwester mit dem runden Gesicht, die irgendwo in Deutschland lebt. Keiner weiß wo. Die Familie hat den Kontakt zu ihr verloren.



Zukunft aus dem Kaffeesatz Eine Nachbarin verspricht Dulsa Moreni, dass Gott gute Leute schicken wird, die der Familie helfen

Dulsa Moreni hat Besuch von einer Nachbarin bekommen. Beide lehnen mit dem Rücken an der Wand unter dem Fenster und trinken aus kleinen Tassen Kaffee. Es ist arabischer Kaffee, bei dem das Kaffeepulver mit Wasser aufge-

gekocht wird. Als sie ausgetrunken haben, stülpt Dulsa ihre Tasse auf die Untertasse und wartet, dass der Kaffeesatz sich absetzt. Vorsichtig hebt die Nachbarin, eine Frau um die Vierzig mit schulterlangen rotbraunen Haaren, die Tasse an: „Gott schickt gute Leute, die euch helfen“, sagt sie zu Dulsa. Dann nimmt sie eine zweite Tasse, die Edison ihr reicht und blickt darunter. „Du wirst ein Haus bekommen“, sagt sie. Edison grinst. Mit einem Finger hatte er ein Haus in den Kaffeesatz gemalt und die Tasse wieder darüber gestellt. Der Fernseher läuft. Auf MTV singt Xavier Naidoo: „Alles kann besser werden.“ «

ICH WAR NOCH NIEMALS IN STOCKHOLM

4,4 Millionen Menschen flogen im Januar 2010 mit Ryanair von A nach B: zum Beispiel für zehn Euro von München nach Stockholm. Wo kommt man denn da hin?

Text: Johan Kornder
Fotos: Katharina Alt



Billig reisen kostet Schlaf. Morgenmufflig steigen wir um sechs Uhr in die Regionalbahn und zuckeln nach Memmingen – 120 Kilometer. Zum „Flughafen München-West“. Als ob die Kleinstadt im Allgäu ein Münchner Stadtteil wäre.

Zehn Euro inklusive Steuern und Gebühren für einen einfachen Flug von München nach Stockholm. Verdächtig preisverdächtig! Mit einem Billigflug verhält es sich wie mit einem Drucker: Das Gerät ist billig, aber um es zu benutzen, braucht es teure Patronen. In diesem Fall ein Ticket der Deutschen Bahn. Es kostet für die 120 Kilometer zum Flughafen genauso viel wie die 3000 Flugkilometer nach Stockholm und zurück.

Der Flughafen München-West fertigte im Jahr 2009, vor allem dank Ryanair, 810.000 Fluggäste ab. Eine Steigerung um 75 Prozent. Trotz Wirtschaftskrise. Die Airport-Zeitung freut sich: „Allgäuer Firmen melden: Alle fliegen raus!“ Abfertigung statt Abfindung.

Auf unserem Rausflug ergattern wir Plätze am Notausgang. Man weiß ja nie. Die blauen Polyester-Kostümchen der Stewardessen lassen nicht gerade darauf schließen, dass bei Ryanair besonders auf Qualität geachtet wird. Als sich ein schrumpeliges Mütterlein neben uns an den Notausgang setzen will, kommt sofort eine Frau in Polyester und bellt: „Wir brauchen starke Leute an den Ausgängen! Sie können hier nicht sitzen.“ Die Frau guckt hilflos. Ich fühle mich geschmeichelt, spanne unauffällig meinen Bizeps an. Nach knapp zwei

Stunden Flug landen wir in Stockholm. Der Bus wartet vor dem Flughafen. Schon nach fünf Minuten halten wir am Hauptbahnhof. Die Schweden haben das deutlich besser organisiert. Efeu wuchert an dem Backsteingebäude. Sehr hübsch, nur etwas klein für einen Hauptstadtbahnhof.

Wir folgen einem Schild Richtung Zentrum. Die Stadt gleicht einer evakuierten Küste, kurz vor dem Tsunami. Kein Mensch zu sehen, kein Auto zu hören, mulmiges Bauchgefühl. In der Fußgängerzone atmen wir erleichtert auf: Es gibt Menschen in Stockholm! Wie Statisten in einem Weihnachtswerbespot wuseln sie über die Shoppingmeile. Pling-Pling-Musik dudelt aus den Geschäften.

Wieder in einer der Nebenstraßen hört man nur noch den Schnee fallen. Die Sonne steht auf Untergang, obwohl die Glocken gerade Mittag geschlagen haben. Warmes Licht umschmeichelt bunte Holzhäuser. Sieht nach Ikea aus: schick, aber wacklig. Wir schlendern an einem Fluss entlang, dicke Eisschollen treiben vorüber, die Bäume am Ufer sind zu Kunstwerken gefroren.

Alles ganz nett, aber wie ist es möglich, dass Schweden aus solch einem Kaff regiert wird? Wo ist der Königliche Palast von dem alle so schwärmen? Wir fragen einen Mann im schwarzen Mantel,



Der Zug zum Flug Für 20 Euro von München nach Memmingen

Der Bus zum Rollfeld Für 2,50 Euro vom Bahnhof zum Flughafen München-West



Rein in den Raus-Flieger
Für 10 Euro von München-West nach Stockholm



wo das Schloss sei. „Die Burg ist da drüben!“ Der Mann zeigt den Flusslauf entlang. „Ist aber geschlossen“, sagt er mit Mitleidsmiene. Eine Touristenattraktion, die am Samstag geschlossen ist?

Das Schloss stammt aus einem anderen Jahrtausend. Es ist eine Ruine. Eher ein Abenteuerspielplatz als ein Königspalast. Das könnte daran liegen, dass Schwedenkönig Karl Gustav als Ehrenvorsitzender der „World Scout Foundation“ gerne zeltet.

Am schnuckeligen Hafen liegt ein halbes Dutzend Fischerboote, und wir sehen endlich das Meer. Es ist gefroren. Wie Jesus wandle ich vergnügt über das Wasser. Ein alter Schwede winkt mir vom Ufer. Ich winke zurück. Das Eis knackt, und meine ungläubige Freude weicht gottesfürchtiger Angst. Schnell hüpfte ich zurück auf den Steg.

Um halb vier Uhr am Nachmittag verschluckt die Dunkelheit die Häuser. Nur die Fenster leuchten. Alle. Es scheint in Schweden einen Wettbewerb zu geben, den gewinnt, wer in seinen Fenstern, zwischen den schwedischen Gardinen, die meisten kitschigen Leuchttrepchen und -sterne dekoriert. Man erwartet jeden Moment den blinkenden Coca-Cola-Laster, und dass der Weihnachtsmann auf einem Schlitten einfliegt. Nur eine Alte mit einem Gehwagen kreuzt unseren Weg.

Wir beschließen die Aufregung im Alkohol zu ersäufen, doch im Supermarkt verkaufen sie nur leichtes Bier zu harten Preisen. Im „O’Learys“-Pub ist der Alkohol noch teurer, aber es gibt schwätzende Schweden gratis. Der langhaarige Mats scheint gut betucht zu sein. Zumindest ist er schon gut betrunken. Auf die Finger seiner linken Hand ist das Wort LOVE, auf die der Rechten das Wort HATE tätowiert. Mats hasst die Stadt und ist wegen der Liebe hier. „Männer kriegen den Arsch nur wegen Weibern hoch“, lallt er. Mit der Hass-Hand trinkt er seinen Whiskey, mit der Liebes-



Vor und hinter schwedischen Gardinen Tags strahlt die Flusslandschaft, nachts leuchten die Wohnungen

Hand raucht er an seiner Marlboro. Er lässt sich nach vorn fallen, stützt die Ellenbogen auf die Bar, legt den Kopf schräg und fragt mit entgeisterter Blick: „Was zum Teufel wollt ihr eigentlich hier in Nyköping? Warum seid ihr nicht in Stockholm?“



Einmal Schweden und zurück Teure Geschäfte in der Einkaufsstraße, billige Plätze im Flugzeug

Nyköping ist das Memmingen Schwedens. Die Kleinstadt liegt 115 Kilometer südlich von Stockholm. Oder sieben Kilometer süd-östlich vom Flughafen Stockholm-Skavsta.

RETTUNG AUF EIGENE *RECHNUNG*





*Als „Emotion“ vor dem Aus stand,
nahm Geschäftsführerin
Katarzyna Mol das Heft selbst in
die Hand. Jetzt steht das Magazin
auf eigenen Beinen – und trotz
dem Abwärtstrend in der Branche*

Text: Jan Söfjer
Fotos: Nora Klein

Die Stimmung ist schlecht an jenem Freitagabend im Sommer 2009. Sieben Männer und Frauen sitzen in einer Gaststätte am Rand von München und bangen um ihren Job. Die meisten sind Journalisten, leitende Redakteure der Frauen- und Psychologie-Zeitschrift „Emotion“. Den ganzen Tag lang überlegen sie schon, wie sie ihr Magazin retten können.

2009 ist ein traumatisches Jahr für die Presse. Die Wirtschaftskrise schlägt mit voller Wucht zu. Die Werbe-Erlöse brechen um 20 Prozent ein. Im Ruhrgebiet schließt die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung“ Dutzende Lokal-Redaktionen, 300 von 900 Redakteuren werden arbeitslos. Auch Gruner + Jahr, einer der größten Presse-Dampfer der Republik, zu dem unter anderem „Geo“ und der „stern“ gehören, gerät in schwere See. Vorstandschef Bernd Buchholz sagt auf einem Verlegertreffen, angesichts der Anzeigenkrise müsse man „den Leuten auf dem Sonnendeck sagen, dass sie ihre Liegestühle und Drinks beiseite stellen müssen“. Zwei Tage später kündigt er in Köln und München den Belegschaften von „Capital“, „Impulse“ und „Börse Online“. Gemeinsam werden die Titel mit der „Financial Times Deutschland“ in Hamburg in einer zentralen Wirtschaftsredaktion zusammengefasst. Ergebnis: 60 Redakteure weniger. Doch das reicht nicht. Der Konzern hat von dem Mutter-Unternehmen Bertelsmann die Vorgabe, 200 Millionen Euro einzusparen. Im Haus kursieren „Todeslisten“ mit Namen von Zeitschriften, denen das Aus droht. Eine davon ist „Emotion“.



Neustart Wo vor 100 Jahren in Hamburg-Hoheluft Tabak mit Honig veredelt wurde, dreht sich heute alles um Frauen- und Psychologie-Themen

Peter Hummel, damals kurzzeitig Redaktionsleiter des Blattes, sagt, an diesem Freitagabend im Sommer waren alle schlecht drauf, nur die Geschäftsführerin Katarzyna Mol nicht. Mol habe die Fähigkeit Unangenehmes nicht an sich heranzulassen, sagt Hummel. „Sie ist eine Meisterin in positiver Stimmung.“ Man könnte auch sagen: Mol ist die Art von Frau, über die „Emotion“ so gerne schreibt.

Im Juli 2009 will Gruner + Jahr „Emotion“ an den Atlas-Verlag verkaufen, doch der Deal scheitert. Als daraufhin Chefredakteurin Bettina Wüdrich das Magazin verlässt, das sie mit Mol und der heutigen Chefredakteurin Dorothee Röhrig drei Jahre zuvor entworfen

hat, interpretieren das viele als Flucht vom sinkenden Schiff. Wüdrich selbst sagt, sie brauche einfach alle paar Jahre etwas Neues.

Schon im November 2008 kommt Katarzyna Mol der Gedanke, „Emotion“ zu kaufen. Sie sitzt bei ihrem Stiefvater in der Küche und sucht für die nächste Vorstandssitzung nach Argumenten, warum es sich weiterhin lohnt, zu investieren. „Wenn sie nicht mehr an ‚Emotion‘ glauben, möchte ich es selbst machen“, sagt sie damals. Ein paar Monate später lernt sie über einen Bekannten Heiner Bente kennen.

„Es ist schwierig für eine Redaktion, wenn sie ständig der Frage ausgesetzt ist, wie lange es sie noch gibt. Denn Druck blockiert die Kreativität.“

Heiner Bente, groß, schlank, mit Schnurrbart und schütterem grauen Haar, jongliert mit Geld. Der Unternehmer, der vor 20 Jahren eine Unternehmensberatung gegründet und vor vier Jahren mit Gewinn verkauft hatte, investiert nun in neue Projekte. Ihm kamen die Pläne von Mol gerade Recht. Bente finanzierte den Kauf mit und steckt sein Geld bis heute in den laufenden Betrieb. Im Gegenzug hält er 28 Prozent der Anteile des neuen Emotion-Verlages in der Inspiring-Network GmbH.

„Uns ist klar, dass das eine Herausforderung ist“, sagt der 54-jährige Doktor der Physik. Wie Mol spricht auch er vom „Commitment“, dem Mantra der Manager. Die Verlegerin habe dieses Engagement, sagt Bente. „Sie können sich Zahlen ansehen, aber die lassen sich immer von zwei Seiten betrachten, am Ende hängt sehr viel vom persönlichem Einsatz und Unternehmergeist ab und den hat Katarzyna Mol bewiesen.“

Am 11. November 2009 haben die einjährigen Spekulationen ein Ende. Die Mediennachrichtendienste melden, dass Katarzyna Mol „Emotion“ kauft. Ein sogenannter Management-Buyout. Gruner + Jahr-Chef Buchholz nennt das Vorhaben „sportlich“. Neun Jahre war Mol bei dem Konzern. Als Praktikantin fing sie an, wurde Assistentin des Geschäftsführers Volker Breid, Projektleiterin für Frauenzeitschriften und Objektleiterin für das populärwissenschaftliche PM-Magazin. Jetzt ist sie Verlegerin. Woher sie diesen unternehmerischen Mut und diese Tatkraft hat, weiß sie nicht. Vielleicht vom Großvater, der in Polen eine Seifenfabrik hatte. Vielleicht von der Mutter, einer Solidarność-Anhängerin, mit der sie 1981 vor den Kommunisten nach Deutschland fliehen musste.

Hamburg-Hoheluft: Ein Tor führt auf ein ehemaliges Fabrikgelände. Vor 100 Jahren wurde hier Tabak mit Honig veredelt. Mittlerweile hat „Emotion“ seinen Standort in einem der restaurierten Backstein-Häuser.

Hinter einer Metalltür liegt ein lichtdurchflutetes Großraumbüro: Parkett, weiße Säulen, schwarze Sessel mit lila Kissen, Bücherregale als Raumtrenner. Katarzyna Mol sitzt in ihrem Einzelbüro auf einem Stuhl, den man eher in einem Wintergarten vermuten würde. Auf einem Schränkchen lehnt ein Bild, das ein Herz zeigt. „Viel Glück“, steht drauf. „Von meiner Nichte“, sagt die neue Verlegerin. Die promovierte Juristin, hochgewachsen, Stiefel, Rock und lange braune Locken, wirkt euphorisch, trotz der



Meisterinnen positiver Stimmung Chefredakteurin Dorothee Röhrig (links) will das Magazin „näher ans Leben rücken“. Verlegerin Katarzyna Mol (rechts) hat viel Geld investiert, doch ein Scheitern von „Emotion“ kommt in ihren Plänen nicht vor

Verantwortung, die sie nun hat, trotz der Kredite, die sie aufnehmen musste. Selbst ihrer Mutter und ihrem Freund ist sie eine Summe im Wert eines Kleinwagens schuldig. Ganz abgesehen von den Bankdarlehen. Aber es scheint so, als ob das Katarzyna Mol alles nicht berührt. Als ob ein Scheitern und ein finanzieller Ruin in ihren Plänen keine Möglichkeit wären. Mit dieser Selbstsicherheit hat sie auch den Mietvertrag unterschrieben – drei Tage, bevor die letzten Investoren zusagten.

Nun redet sie und preist ihre neue Freiheit, erzählt, wie großartig es ist, für Dinge zu kämpfen, die man selber entscheiden kann. Der ehemalige Redaktionsleiter Peter Hummel sagt, Mol habe sich auch früher schon außerordentlich stark mit der Zeitschrift identifiziert, habe sogar bei der Wahl der Titelbilder mitgesprochen. Normalerweise ist das nicht die Aufgabe einer Geschäftsführerin. Aber Mol, so Hummel, war damals schon die „gefühlte Verlegerin“. Da hat es ihr bei Gruner + Jahr keinen Spaß gemacht, ständig zu hören, ihr Blatt erfülle nicht die Erwartungen. Mol sagt: „Es ist schwierig für eine Redaktion, wenn sie ständig der Frage ausgesetzt ist, wie lange es sie noch gibt. Denn dieser Druck blockiert irgendwann die Kreativität.“

„Emotion“ hatte es von Anfang an schwer. Der Erfolg psychologischer Magazine in England und Frankreich, der als Vorbild diente, ließ sich nicht eins zu eins nach Deutschland übertragen. Psychologie klingt hier mehr nach Problem als nach Chance. Das mögen die Anzeigenkunden nicht. In „Emotion“ findet sich weder Werbung für teure Uhren und Autos, noch für Mode. Sechs Seiten Werbung gibt es in der März-Ausgabe. Zum Vergleich: Im neuen Modeheft „Grazia“ sind es 30. Zudem ist die Auflage seit Anfang 2008 (130.000 Exemplare) stetig gefallen und liegt nun bei weniger als 70.000, allerdings bereinigt, denn üblicherweise erhöhen Zeitungen und Zeitschriften künstlich ihre Auflage durch Probeabonnements oder indem sie Gratisexemplare an Fluglinien verschenken.

Der Kaufpreis für das Magazin soll verhältnismäßig günstig gewesen sein, genaue Zahlen sind nicht zu erfahren. Doch teuer wird das Projekt „Emotion“ durch die laufenden Kosten. Zwar ist es billiger, eine Zeitschrift in einem mittelständischen Unternehmen als in einem großen Konzern mit seinen sogenannten Overhead-Kosten (Verwaltung, Management, Vertrieb) herauszugeben, doch eine so große Redaktion wie bei Gruner + Jahr kann sich Mol

nicht leisten. So fiel ihr Entschluss, die Redaktion von München nach Hamburg zu verlegen. Mol sagt, die Hamburger Investoren, ausgenommen Bente, hätten den Ausschlag gegeben, in München hätten sich keine gefunden.

Die Verlegerin sagt: „Fast jeder bekam die Gelegenheit, dabei zu bleiben und nach Hamburg zu kommen. Einige hätten auch in München bleiben können. Aber viele haben beschlossen, den Cut für sich zu nutzen.“ Viele waren in München familiär gebunden. Auch Chefredakteurin Röhrig. Nun ist dort eine kleine Zweigstelle übrig geblieben. Von knapp 20 Angestellten sind jedoch nur noch rund zehn „Überzeugungstäter“ (Mol) übrig, um die 130 Seiten zu füllen. Gelingen soll das Kunststück mit mehr freien Autoren. Laut Chefredakteurin Röhrig, einer Frau in den Fünfzigern mit strengem Blick, soll „Emotion“ näher ans Leben gerückt werden. Statt wissenschaftliche Studien zu besprechen, sollen mehr draußen recherchierte Geschichten ins Heft. Diesen Aufbruchgeist unterstreicht das neue Layout, das die Chefinnen „heller, luftiger und leichter konsumierbar“ nennen.

Übrig sind nur noch zehn „Überzeugungstäter“

Inhaltlich ändert sich aber nicht wirklich Grundlegendes. Im Kern geht es immer um Artikel mit einer psychologischen Komponente. Das kann ein Portrait über die 28-jährige Sandra Naujoks sein, die zur Weltklasse-Pokerin aufgestiegen ist, ein Interview mit Matthias Schweighöfer über das Familienleben oder die Geschichte einer Frau, die ihrem kranken Mann aus Liebe eine Niere gespendet hat. Um neue Leserinnen zu gewinnen wird dem 4,50 Euro teuren Heft vier Mal im Jahr die Beilage „Women at Work“ (Auflage 200.000) beigelegt sowie einzeln an Anwaltskanzleien, Frauennetzwerke und Yoga-Studios verschickt. Und zehn Prozent des Gewinnes möchte Mol künftig mit Business-Seminaren für Frauen einnehmen.

Ob das letzte Krisentreffen bereits hinter den „Emotion“-Mitarbeitern liegt, ist offen. Investor Bente sagt: „Die Zeitschrift braucht Zeit. Die Finanzierung der Übergangsphase ist gesichert.“ 2011 würde er jedoch gerne Gewinne sehen. Positive Stimmung hin oder her. «



BERLIN ALEXANDER PLATZ

Die Straßenkids, die sich rund um den Fernsehturm versammeln, fühlen sich frei wie die Vögel. Sie verstehen sich als eine große Familie. In Wahrheit haben die meisten keine Bindung an ihre Eltern und kein Zuhause. Mine ist 15 Jahre alt. Auch sie ist aus dem Nest gefallen.

**Text: Christina Franzisket
Fotos: Felix Schmitt**

Minus fünfzehn Grad. Eine dicke Eisschicht liegt auf dem Asphalt zwischen den Betonklötzen. Der Wind beißt im Gesicht, die Füße schieben übers blanke Eis. Die Weltzeituhr und der Brunnen der Völkerfreundschaft setzen sich kaum vom Grau des Tages ab. Der Fernsehturm ragt wie ein drohender Zeigefinger in den Himmel. An seinem Fuß ein bunter Haufen Straßenkids. Dicht gedrängt stehen sie zusammen, rauchen und bibbern.

Mine ist irgendwann da. Keiner sieht sie kommen, kein großes Hallo, wie etwa bei Anne-Marie, die mit ihrem Lachen nicht zu überhören ist. Oder Mama, die mal als Mann, mal als Frau auftaucht, wie es ihr nach der Arbeit in der Schulküche in den Sinn kommt.

Mine ist immer Mine. Auch nach vier Wochen auf der Straße wirkt sie noch schüchtern und unscheinbar. Nur ihre Hülle hat sich verändert, ist härter geworden, hat sich angepasst: Ihre langen, schwarzen Haare hat sie abgeschnitten und nur einen Pony stehen lassen. Der hängt ihr nun in orange, pink und türkis fast bis in die Augen. Sie will Punk sein, wie die anderen. Will nur dazu gehören, sonst nichts. Seitdem Mine auf der Straße lebt, hat sie jeden Tag dasselbe an. Alles in pink-schwarz: Geringelte Strumpfhose, darüber einen Rock und einen Pulli auf dem „Naschkatze“ steht. Sie reißt ein Loch in die Strumpfhose und klebt sich einen geklauten Aufkleber aus der S-Bahn auf die Lederjacke: „An kalten Tagen Türen schließen“ steht darauf. „Jetzt bin ich Punk“, sagt sie.

Als Mine 1994 geboren wird, gibt es schon keine Mauer mehr. Osten und Westen sind für sie nur Himmelsrichtungen. Bis sie vier Jahre alt ist, lebt sie bei ihrer Mutter. Die kümmert sich jedoch mehr um ihren Alkoholnachschieb als um ihre Tochter. Mine kommt vorübergehend in ein Heim. Als die Mutter Besserung verspricht, muss Mine zurück zu jener Frau, von der sie heute sagt: „Die interessiert mich nicht.“ Mit zehn Jahren nimmt sie sich ihr erstes eigenes Bier aus dem Vorrat ihrer Mutter. Mit der Flasche in der Hand steigt sie in dem Miethaus eine Treppe höher. Dort wohnt ein Punk: „Das war mein Freund.“ Der Punk ist doppelt so alt wie die kleine Mine. Trotzdem fühlt sie sich bei ihm zum ersten Mal sicher und geborgen. Sie schauen zusammen fern, hören Musik und manchmal bleibt sie auch über Nacht, weil sie nicht mehr zurück will in diese Wohnung, einen Stock tiefer, in der ihre Mutter betrunken herumliegt.

*Mit zehn Jahren das erste Bier,
mit fünfzehn Punk und Drogen*

Wieder wird der Mutter die Vormundschaft entzogen, wieder muss Mine ins Heim. Dieses Mal für immer. Sie trägt neue Klammotten, geht regelmäßig zur Schule. Selbst Taschengeld gibt es im »

» Heim. Einmal die Woche darf Mine in den Schwimmverein. Sie schwimmt, sie kämpft: „Einmal habe ich bei einem Wettkampf fast den ersten Platz gemacht.“ Mine kümmert sich um jüngere Kinder im Heim. Fast hätte sie es geschafft. Aber ihre Schulfreunde nehmen Drogen, also probiert Mine sie auch. Pillen, Kokain, LSD. „Du hast Schiss“, sagt einer, der eines Tages einen Heroinjoint herum zeigt. Mine hatte keinen Schiss. Auf einer Klassenfahrt an der Ostsee probieren sie Pilze: „Das war geil, da hab ich Gargamel am Strand gesucht.“ Bald hat Mine ihren eigenen Dealer, zu dem sie hingehet mit ihrem Taschengeld.

Die Heimleitung verbietet ihr den Umgang mit den Drogenfreunden. Ihr Handy muss sie abgeben. Der Streit eskaliert, Mine fühlt sich wieder abgelehnt. Sie kommt nach der Schule nicht mehr nach Hause, hängt am Alex herum und schläft bei einer Freundin.

Wieder ist eine Bindung gerissen. Es gab nie Regeln in ihrem Leben. Warum sollte sie sich jetzt daran halten? Sie sieht nur einen Ausweg: abhauen – zum Alexanderplatz. Am Alex wird jeder so genommen, wie er ist. Da sind Punker mit schrillen Frisuren, zerfetzten Klamotten und Piercings, schwarz gekleidete Gothics mit roten Kontaktlinsen und Parfum, das nach Gruft riecht. Emos, die immer traurig schauen und Penner, die hier schon immer waren und im U-Bahnhof schlafen.

Mitten unter ihnen stehen Mine und ihre Freunde: Anne-Marie und Mama. Anne-Marie ist 18 Jahre alt. In ihren großen, weichen Lippen, in Nase und Zunge stecken Piercings: „Hab ich mir alle selber gestochen“, sagt sie. Sie trägt einen schwarzen Wintermantel und hat ihre weinroten, lockigen Haare mit Schaum und Spangen zurechtgemacht. Anne-Marie fängt dieses Jahr eine Ausbildung zur Frisörin an. Sie will sich keiner Gruppe zuordnen, sie ist selbstbewusst und forsch.

„Gehst Du mit mir ins Alexa?“ fragt Mine ihre Freundin. In ein paar Tagen ist Valentinstag. Mine möchte im Einkaufszentrum für ihren neuen Freund Dragon etwas kaufen. Die beiden Mädchen schlendern Hand in Hand durch das Erdgeschoss des S-Bahnhofs vorbei an McDonalds, Tabakwaren, Bäcker und Asia-Imbiss. Es riecht nach Fett, Backwaren und Urin. Oben verschluckt das Gewölbe des Bahnhofs im Minutentakt unter lautem Getöse einfallende S-Bahnen.

Mine und Anne-Marie schlittern über das Eis auf dem Platz bis hin zum Einkaufszentrum. In einem Gothic-Laden finden sie schwarze High Heels, schwabbelnde Gummibrüste und die Attrappe eines Hundehaufens. Anne-Marie bohrt ihren Finger hinein: „Iiihh“, lacht sie und verzieht ihr Gesicht. Mine hat Nietenhalsbänder entdeckt. „So eins fehlt mir noch“, sagt Mine. Kurz darauf stehen sie vor dem Laden und stecken sich gegenseitig Anti-

Nazi-Buttons an. Mine streichelt ihr neues Halsband: „Jetzt bin ich wieder ein bisschen mehr Punk.“ Anne-Marie mustert sie kritisch: „Du brauchst ein Piercing.“ Mine stutzt: „Kannst Du mir das stechen?“ – „Klar.“

In einer Apotheke kauft Anne-Marie eine Einwegspritze und Handschuhe. Die beiden nehmen die Rolltreppe zu einem Autoteile-Handel. Hier gibt es eine Kundentoilette: „Da guckt keiner“, sagt Anne-Marie.

Die weißen Kacheln und Waschbecken heucheln das Ambiente eines Operationssaals. Anne-Marie streift sich die Handschuhe über: „Hast Du Schiss?“, fragt sie und drückt die Spritze aus der Verpackung. „Ein bisschen“, haucht Mine.

Plötzlich kommt ein Kind aus einer Toilette, erschrickt, rennt heraus und ruft weinerlich nach seiner Mutter. Die Freundinnen brechen in Gelächter aus. Anne-Marie zieht Mines Unterlippe nach vorn: „Jetzt hör auf zu zittern, sonst fange ich auch noch an.“ Langsam schiebt sie die Nadel durch Mines Unterlippe, zieht sie raus und fummelt den Ring durch das Loch. Mine schaut in den Spiegel: „Ich hab es mir viel schlimmer vorgestellt“, sagt sie und wischt sich einen Tropfen Blut vom Kinn.

Die Wünsche der Straßenkids: ein Job, eine Wohnung, eine Familie

Am Nachmittag taucht Mines Freund Dragon im S-Bahnhof auf. Der 16-Jährige ist hoch gewachsen, trägt eine grau-weiße Stoffjacke mit Tarnmuster. Die Kapuze hat er über den Kopf gestülpt, geht nach vorne gebeugt, die Hände in den Hosentaschen. Eigentlich heißt er Manuel, doch „Dragon“ klingt gefährlicher. Er bewundert Mines Piercing und ihr Halsband. „Ich hab mein Geld nicht für Drogen ausgegeben“, sagt Mine. Dragon ist stolz auf sie.

„Wir wollen heiraten“, sagt Mine. Dragon lebt bei seinen Eltern und geht auf eine Hauptschule. Er drängt seine Freundin, endlich wieder zur Schule zu gehen: „Nur so kriegst du dein Leben wieder in den Griff“, sagt er. „Kein Bock“, flüstert Mine und

schaud auf den Boden. Die beiden wünschen sich eine Wohnung, einen Job und eine Familie. Seit drei Wochen sind sie ein Paar. Das ist schon sehr lang für eine Beziehung, die auf dem Alexanderplatz entstanden ist.

Die Alex-Familie verändert sich ständig: Heute heißt die beste Freundin Kim, morgen kann es auch schon wieder Shelly sein. Frettchen hat schon seit Tagen niemand mehr gesehen und keiner »



Mal Mann, mal Frau „Mama“ heißt eigentlich Petrito. Sie kümmert sich um Alle, verteilt Aufmerksamkeit und liebe Worte

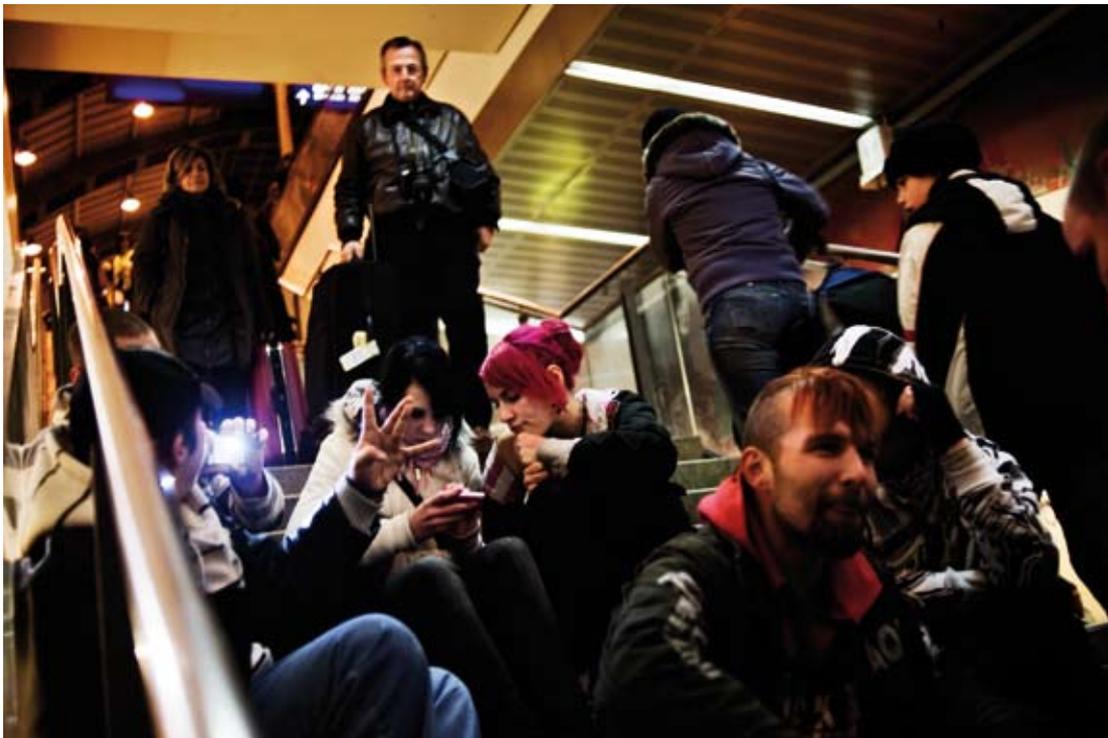


Die beste Freundin Anne-Marie hat mit fünfzehn ihr Kind verloren. Auf dem Alex hilft sie der jüngeren Mine sich zurechtzufinden



Das ist Meiner! Stolz führt Anne-Marie ihrer Freundin Mine die Knutschflecke am Hals ihres Freundes vor. In der Alex-Familie wird jeder so genommen, wie er ist





Stammplatz auf der S-Bahn-Treppe Wenn die Fahrgäste sich durchquälen müssen, wird schon mal gepöbelt: „Scheiß Gesocks!“

» weiß etwas. Wichtig ist nur das Hier und Jetzt. Heute sind wir hier und heute halten wir zusammen. Kai hat ein Problem: „Morgen muss ich nach Afghanistan“, behauptet er und nimmt einen besonders großen Schluck aus seiner Bierflasche. Die erhoffte Wirkung lässt nicht lange auf sich warten: „Du wirst dort sterben“, sagt ein Mädchen und fängt an zu weinen. Am nächsten Tag wird das gleiche passieren – nur aus Freude: Der Freund muss doch nicht gehen.

Tanja hat auch etwas zu verkünden: „Ich bin schwanger“, sagt sie. Drei Kinder hat sie schon, alle leben in Pflegefamilien. Auch JayJay und ihre Freundin sind schwanger, beide fünfzehn. Sie wünschen sich etwas zum Liebhaben, hoffen auf eine Sozialwohnung. Die meisten jungen Mütter kommen nach kurzer Zeit wieder zum Alex. Ohne Baby.

Zusammenhalten müssen die Kids vor allem, wenn's Ärger gibt. Auf einer Treppe haben sie sich niedergelassen, sitzen im Weg, als ein Strom von Passanten zum Ausgang drängt. „Sucht euch einen anderen Platz“, meckert ein Geschäftsmann mit Akzenttasche. „Gammler, geht arbeiten!“, nörgelt ein junger Mann. Ein anderer bleibt hinter Anne-Marie stehen: „Scheiß Gesocks“,

ruft er und tritt dem Mädchen mit voller Wucht in den Rücken. „Du Arschloch, spinnst ja wohl“, schreit sie und Tränen schießen ihr in die Augen. Der Mann verschwindet schnell in der Menschenmenge. Die Straßenkids brüllen ihm hinterher: „Scheiß Normalos!“



Was sich liebt, das neckt sich Wenn Anne-Marie und ihr Freund gut drauf sind, wird der Untergrund zur Show-Bühne

Die größten Feinde sind jedoch nicht die Normalos, sondern die Polizisten. Die kriminellen Delikte der Jugendlichen beschränken sich meistens auf Schwarzfahren, Kiffen und Rauchen im Bahnhofsgelände. Harte Drogen werden auf dem Alexanderplatz nicht konsumiert, höchstens ge-dealt. Doch die Jugendlichen hinterlassen jeden Tag einen Teppich aus Kippen, leeren Bierflaschen und Müll. Die Polizei kommt, wenn sich zu viele von ihnen zusammenrotten.

Zu acht, bewaffnet und mit schussicheren Westen kreisen die Polizisten eine Gruppe Punker ein. Die rücken zusammen. Mine sucht Schutz hinter Dragon. Ein Skinhead steht mitten unter ihnen, kahler Kopf, Springerstiefel. Er hebt sein Bier und alle stoßen an. Einer schreit nach seinem Hund: „Zufall, komm her, Zufall.“ Der dünne, zittrige Mischling mit Schlappohren setzt sich vor die Füße des Punks. „Hau nicht immer ab, du Depp“, sagt der.



Teenie-Liebe unterm Turm Drei Wochen sind Mine und Dragon jetzt ein Paar, für Alex-Verhältnisse ist das schon sehr lang

Ein Polizist zieht den Punk aus der Gruppe: „Du hast geraucht! Mitkommen.“ Der Punk zuckt mit den Achseln: „Ich hab nicht geraucht.“ Er hat nicht geraucht. Langsam ziehen die anderen ab. Die Polizisten nehmen dem Punk fünfzehn Euro ab, als Strafe. Das Geld hatte er den Tag über zusammengeschnorrt.

Die besten Plätze zum Schnorren finden sich im Winter in dem weitläufigen U-Bahnnetz unter dem Alexanderplatz. Hier stehen die Punks mit Pappbechern im gleißenden Neonlicht und sprechen Passanten an: „Schönen guten Tag, hätten sie vielleicht eine kleine Spende?“ oder „ein wenig Kleingeld für Bedürftige?“ Beim Schnorren gibt es klare Regeln: Keine Mütter mit Kindern ansprechen und keine Schwangeren. Behinderte aber schon: „Die sollen ja in die Gesellschaft integriert werden.“ Es darf vor allem aber nicht gepöbelt werden: Das verschreckt auch die Großzügigen. Mine ist nicht gut im Schnorren, sie ist zu schüchtern, traut sich nicht, Leute anzusprechen. „Aus der wird nichts“, sagt eine Punkerin.

Wenn Mine doch ein bisschen Geld gesammelt hat, treibt sie der Hunger zum „Netto“. Hier kauft sie sich Gummibärchen und

Schokolade. Oft sitzt sie aber nur da und sehnt sich den „Bus“ herbei. Der Bus gehört zu einer Streetworker-Organisation, die zwei Mal pro Woche auf den Alex kommt und belegte Stullen und heißen Kakao verteilt. Hier wird Mine auch das erste Mal von einer Streetworkerin der Kriseneinrichtung Neukölln angesprochen. „Die wollen mich von der Straße holen“, sagt sie später zu ihrer Freundin. In ihrer Stimme liegt Angst, aber auch ein wenig Hoffnung.



Ohne Alkohol geht nichts Für die Fahrt zur Essensausgabe muss noch ein Schluck in der Flasche sein.

Wenn sie Mine noch mal in ein Heim stecken, haut sie wieder ab, hat sie allen erzählt. Aber nach fünf Wochen Alexanderplatz ist sie sich nicht mehr ganz sicher. Sie wünscht sich nichts mehr, als eine Zukunft mit Dragon. Deshalb will sie die Hilfe annehmen und auch wieder zur Schule gehen. Vielleicht bekommt sie sogar eine eigene, betreute Wohnung. „Dann müssen wir uns nicht immer bei Freunden verabreden, um miteinander zu schlafen.“ Später möchte sie als Köchin ihr Geld verdienen und eigene Kinder bekommen.

Ziemlich normalo. «



W I V ER FL U C H T E F R A U J E N

Im Norden Indiens ist der Glaube an Hexen
noch sehr lebendig.
Streit mit der Schwiegermutter,
Eifersucht oder Habgier stecken meist dahinter,
wenn eine Frau verstoßen wird,
die unbequem oder auch nur anders ist.
Medizinmänner haben die Macht, Frauen zu
Hexen zu erklären –

und das Dorf jagt sie fort

Text: Nicola Abé
Fotos: Kai Löffelbein

Birki Ein Erdhügel ist ihr Zuhause, die Hütten im Dorf darf sie nicht betreten. Ihr Bruder gibt ihr zu essen, ihr Sohn versucht sie zu trösten



Sie beten zu Godmother. Sie kauern am Boden, schlagen die Trommeln und zucken. Jemand entzündet Räucherstäbchen. Jemand legt ein Stück Kokosnuss in die Glut. Der Rauch zieht hinauf zu den Bildern der Göttin. Achtermig, im bauchfreien Top, reitet sie auf einem Tiger.

„Rette mich vor den bösen Zaubern der Hexen“, singen die Männer „schütze mich, nimm alles von mir.“ Die Kinder sitzen an der Seite, sehen zu, gehüllt in Decken, mit großen Augen. Die Frauen hinten im Raum.

Am Altar trommelt Babubai, der mächtige Medizinmann von Gavora.

Er hyperventiliert, fährt sich frenetisch über Kopf und kurz geschorenes Haar. Babubai steht auf, tanzt, streift den seegrünen Umhang ab, entblößt ein weißes Herrenhemd. Der Medizinmann kämpft mit seinen Knöpfen.

Dann steht er da mit nackter Brust, nimmt die Peitsche aus Eisenketten und schmettert sie sich auf den Rücken, geißelt sich bis man Striemen sieht.

Den Kindern stehen die Münder offen. Babubai zittert, wirft den Kopf hin und her wie besessen. Ein paar Frauen kichern.

Godmother ist jetzt in ihm, spricht jetzt durch ihn. Godmother verlangt nach Alkohol. Alkohol ist verboten im nordindischen Gujarat. Doch wenn Godmother danach dürstet? Ein Junge bringt die Flasche.

Es ist nicht der Daru, den sie früher aus den Früchten des Mahuda-Baumes brauten. Es ist der neue Daru, den jetzt alle trinken, den sie herstellen aus braunem Zucker, rostigen Batterien und dem chemischen Dünger Urea.

Ein Mann möchte wissen, ob Wasser fließen wird, wo er den Brunnen ausheben will. Babubai nimmt eine Hand voll Maiskörner, schmeißt sie in eine Blechschüssel, ein Scheppern. Er mischt, verteilt sie auf dem Boden und zählt. Es wird Wasser geben.

Die Männer schütten sich gegenseitig aus Bechern in die aufgerissenen Münder. Sie grölen, noch eine Flasche Daru.

Irgendwo klingelt ein Handy.

Babubai schwitzt, erschöpft von der Zeremonie. „Fünfundsechzig Prozent der Frauen missbrauchen ihre Macht!“, sagt er. Ein Mann würde so etwas nie tun.

BIRKI

Dagana, Hexe, flüstern sie, wenn Birki durch das Dorf geht. Versteck Dich hinter einem Felsen! Weil sie dich nur ansehen muss und dich vergiften mit ihrem Atem, dass du morgen stirbst!

Ein kleiner Körper in blaues Tuch gehüllt, eine Frau, barfuss,

die Knöchel geschwollen, die dunkle Haut vom Dreck marmoriert. Im feinen Vogelgesicht ein Lächeln, das Zähne entblößt wie Perlmutter.

Gavora heißt das Dorf, nah der pakistanischen Grenze, eines von fünfzig, weit entfernt vom Indien der Großstädte. Verborgен in den Bergen leben Adivasi, die ersten Siedler.

Der Junge hat das Lächeln seiner Mutter. Nur ein paar braune Schlieren durchziehen das Weiß seiner Zähne. Der Körper eines Zehnjährigen, an dem alles Überleben ist.

Ein kläffender Köter, der auf die Mutter zuhält. Der Junge kennt die wilden Hunde. Blitzschnell bückt er sich, greift einen Stein und zielt nach dem hellen Schatten. Das Tier jault auf, verzieht sich in die Büsche.

Gefährlicher sind die Menschen. Wenn sie angreifen, bleibt Kalu nur das Lächeln. „Sie hassen meine Mutter“, sagt er.

Sieben Jahre zogen sie durch die Wälder, schliefen unter den Schirmen der Akazien, wuschen sich im Wasser der Flüsse und in den dicken Tropfen des Monsuns. Zuerst versorgte die Mutter das

Kind, doch bald schlug der Junge das Feuerholz.

Er läuft ein Stück vor ihr. Die Nähe der Mutter setzt ihn den Blicken aus, denen der Männer mit ihren schwarzen Schnauzbärten und weißen Wickelhosen. Und den Mandelaugen der Frauen unter den bunten Schleiern. Im Dorf sagt man: Die alten Frauen geben das Wissen an die Mädchen weiter. Die Ehemänner belegen sie mit einem Zauber, dass sie nicht erwachen. Sie ziehen einen Kreis mit dem Schwert, sitzen nackt darin, hinter dem Dorf, wo sonst die Toten brennen!

„Nur wer die schwarze Magie gelernt hat, wird verstoßen“, sagt der junge Medizinmann, new generation, im schwarzen Hemd. Er sitzt auf dem Boden und schüttelt Maiskörner in der rechten Hand. „Männer besitzen maximal fünfzig Prozent Power“, flüstert er, „Frauen neunzig Prozent!“

Birki schmerzen die Füße. „Ich war sehr jung“, sagt sie, „meine Brüste waren klein und hart“. Beim Hüten der Kühe sah Birki den Jungen. Er hieß Nanabhai. Bald kam Divali, das große Fest.

Die ganze Nacht trommelten die Männer, die Frauen sangen und tanzten. Der Daru schmeckte süß und stark. Nanabhai nahm ihr Handgelenk und sie akzeptierte den Antrag. Wie es die Tradition verlangt, rannten sie zusammen in die Berge und waren fünf Tage und Nächte nicht mehr gesehen.

Sie zog in das Haus aus Lehm am anderen Ende von Gavora.

Birki gebar drei Söhne. Die Söhne starben. Die Schwiegermutter schimpfte. Birki hörte auf zu essen, denn sie sagten, der Mais im Bauch erdrücke das ungeborene Kind. Doch auch das »



Unfrei Die Gemeinschaft hat Birki ausgestoßen, aber sie lebt wie eine Gefangene. Wo soll sie hin?

» vierte Baby starb. Da fing Birki an, sich an den Haaren zu reißen. Sie wiegte sich vor und zurück und murmelte leise Mantras. Die Leute im Dorf fingen an zu reden.

Das fünfte war ein Mädchen. „Ich stillte mein Kind. Mein Mann war nicht bei mir. Da kamen zwei Männer und packten mich und warfen mich zu Boden“, sagt Birki. Ihr Mund verformt sich zu einem Lächeln.

„Gott verfluche euch, ihr sollt leiden!“, schrie sie ihnen damals hinterher. Die Schwiegermutter, seit der Hochzeit des Sohnes auf die Veranda verbannt, hörte es. Als einer der Männer erkrankte, erzählte sie im Dorf von dem Fluch.



„Die Hexe muss gehen“ In ihrer Höhle hütet Birki ihre Schätze: ein wenig Getreide, Mais und die Scherbe eines Spiegels

Der Regen kam nicht und Birkis Tochter starb. Viele Kinder starben in Gavora. Die Medizinmänner fanden kein Mittel. Also zählten sie die Maiskörner. Der Verdacht erhärtete sich. Sie beriefen die große Versammlung ein. Es kamen die Patel, die Dorfhäuptlinge. Und als sie alle dasselbe sahen in den Maiskörnern, da gingen sie zum Haus von Nanabhai und sagten: „Die Hexe muss gehen!“ Die Leute warfen mit Steinen hinter ihr her.

Ihren Mann traf Birki fortan heimlich im Wald. Der Sohn Kalu kam im Haus ihres Bruders zur Welt.

Birkis Bruder sitzt vor seinem Haus aus Lehm. Die Schuld ist wie ein Hund, der an den eigenen Knochen nagt. Er bewirtschaftet das Land, auch das seiner Schwester. Denn das Land ist alles, aber

immer zu wenig. Die Söhne sollen nicht in die Minen, wo die Rücken krumm werden und die Augen trüb. Fenchelsamen bauen sie an und Ölfrüchte. Auf dem Markt in Virampur bringt das Kilo 30 Rupien, knapp 50 Cent.

Aber er hat sie doch aufgenommen, die Schwester, die Verückte! Zweimal täglich gibt er ihr zu Essen!

Seit drei Jahren. Das Haus aus Lehm betritt sie nicht. Die Leute im Dorf würden es nicht gerne sehen. Ihr Ort ist der kleine Erdhügel, ein paar rund gewaschene Felsen darauf. Birki liegt auf der Seite im Dreck, die Beine ragen aus dem Tuch. Die Sonne brennt und die Zeit fließt wie Harz.

Birkis Mutter sitzt auf der Terrasse, im roten Tuch, zermalmt Chilischoten zwischen zwei Steinen und kaut auf einer Bohne.

Die Kinder tragen zerschlossene Schuluniformen und kommen vom Ziegenhüten. Mit der Schule ist jetzt Schluss, hatte die Frau des Bruders gesagt. Seither geht Kalu jeden Tag mit den Tieren.

Kalu nimmt einen Spaten, gräbt Furchen in den Boden, leitet Wasser in das Feld.

Die anderen Kinder spielen mit Murmeln im Staub.

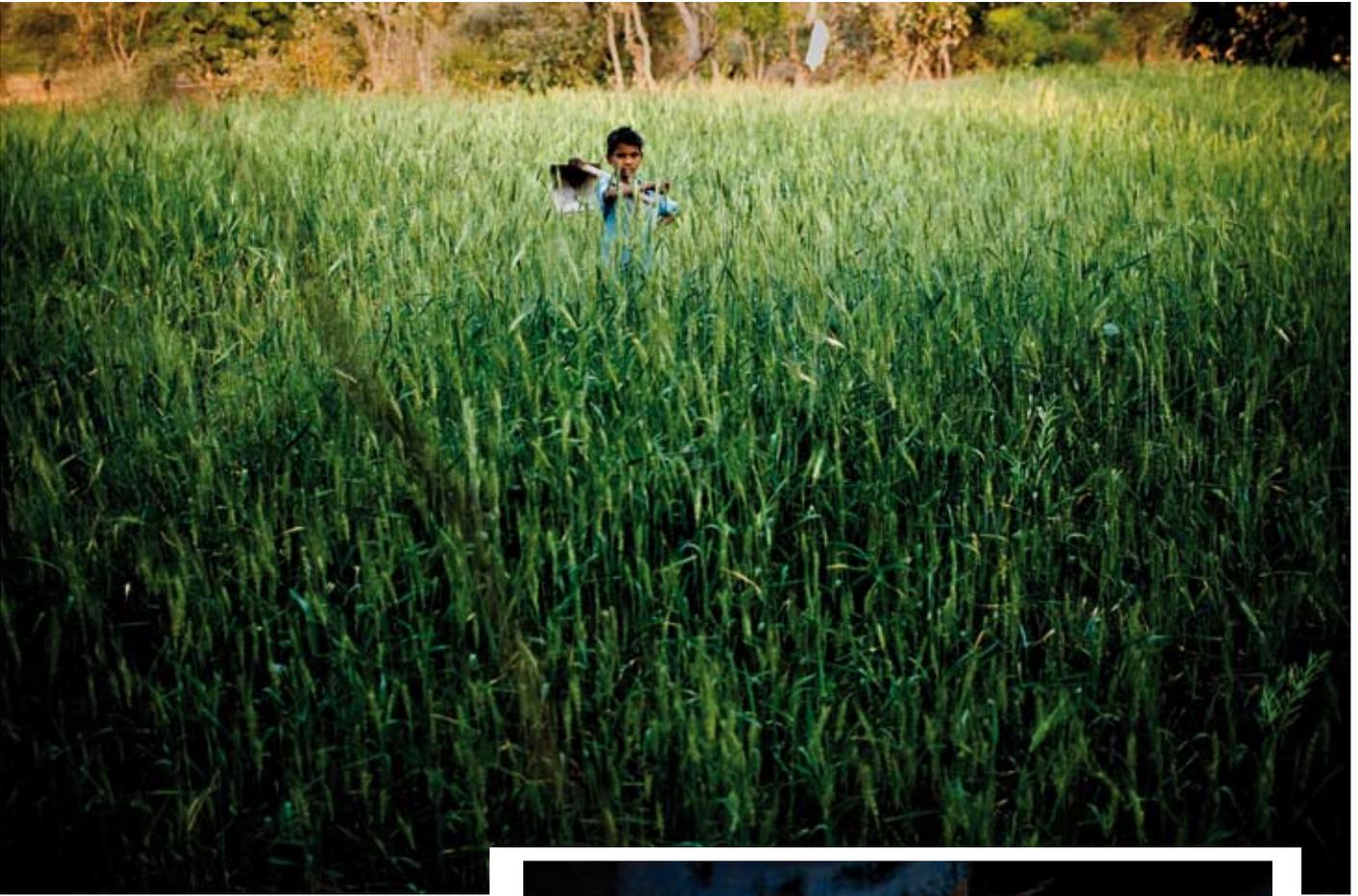
„Die Kühe!“, ruft Birkis Mutter und scheucht ihn mit der Hand. Kalu holt Futter, ein Bündel trockener Zweige. Kalu lächelt.

Seine Mutter schläft in einem Hohlraum im Fels, den Eingang schützt sie durch Dornenweige. Einen Sack Mais hat sie versteckt, ganz hinten in der kleinen Höhle. Eine neue Decke hat sie dreimal eingenäht in Plastik. Sogar ein wenig Weizen besitzt sie. „Bald werde ich für

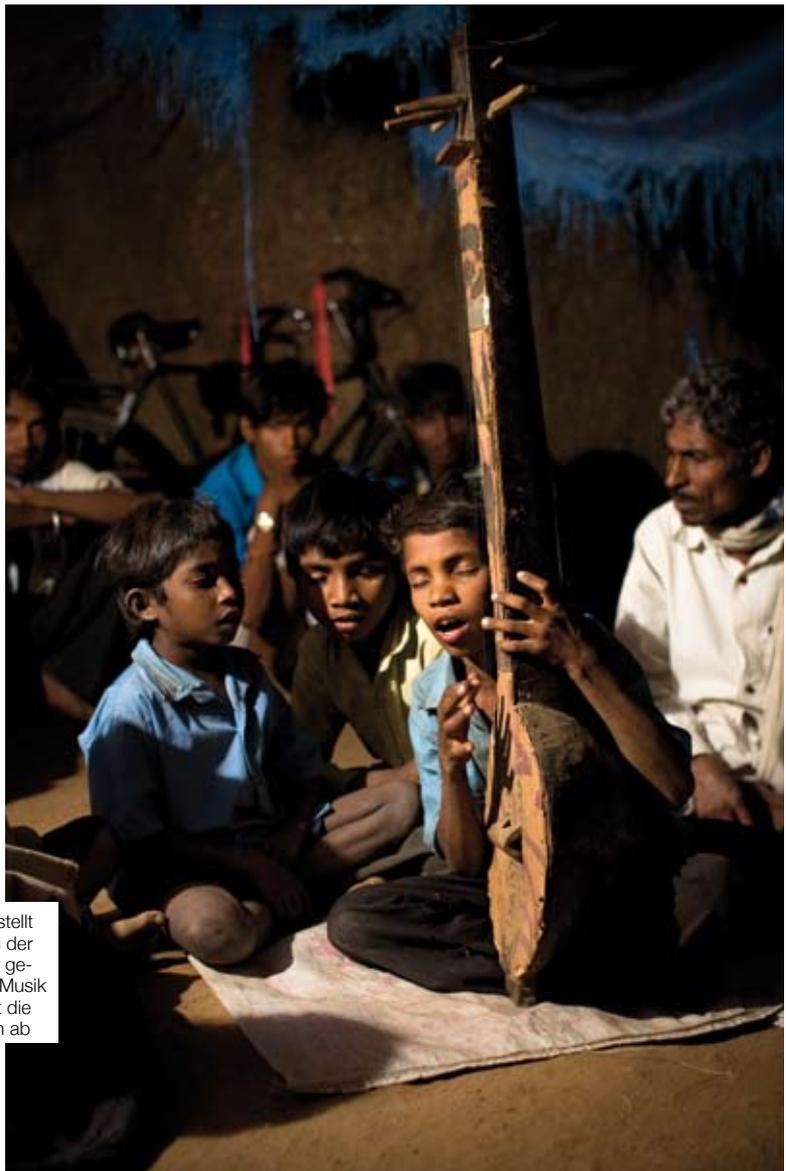
mich selbst sorgen“, flüstert sie und zeigt entzündete Beulen an ihren Armen.

Ihr Junge schläft jetzt unten bei den Ziegen. Die Frau des Bruders will es so. Birki klagt: „Ich bin deine Mutter. Ich habe dich in meinem Bauch getragen.“ Die Stimme wird laut und bricht. „Was machst du bei diesen Menschen?“, schreit sie „Ich vertraue ihnen nicht!“

„Sie sind gute Leute, Mutter“, sagt der Junge, „sie geben uns zu essen.“ Die Knie angewinkelt, sitzt er auf dem Boden, die nackten Füße verdreht, Zehen, die sich ineinander krallen. Und immer dieses Lächeln. Keine Sekunde der Entspannung wohnt in » seinem kleinen Körper.



*Die Medizinmänner
sahen es in
den Maiskörnern
und die Leute
im Dorf warfen mit
Steinen auf Birki*



Der Sohn Kalu bestellt die Felder und ist bei der Familie seiner Mutter geduldet. Nur wenn er Musik macht und singt, fällt die Anspannung von ihm ab

» Wachsam wie ein Habicht sitzt der Bruder am Feuer im Kreis der Männer. Die Frauen kneten im Haus das Maismehl zu Teig, formen Fladenbrote, backen sie über den Flammen in dem einen Raum mit den Wänden aus Lehm.

Die Männer essen zuerst. Kalu reicht ihnen den Krug zum Waschen der Hände. Später spült er ihre Teller mit Asche. Sehr viel später wird er essen.

Die Nacht verschlingt die Dämmerung, Grillen zirpen und die Hecke aus Kakteen schützt vor den wilden Tieren. Auf der Veranda hüllen sich die Kinder in Decken. Kalu sitzt in der Mitte, die alte Tambura in den Händen. Kinderfinger streifen leise über die Saiten. Er lehnt seine Wange an den Schaft aus Holz. Er schließt die Augen und das Lächeln verstummt. Spucke glitzert im Mundwinkel. Er singt. Das Lied klingt klar ins Dunkle. Oben auf dem Hügel lauscht seine Mutter.

MEVOLI

Mevoli fröstelt im Schlaf. Ein kräftiger Mädchenkörper windet sich. Ein kalter Morgen. Die Armut sitzt wie eine hungrige Ratte im Raum. Ziegen blöken, direkt neben dem Ohr. Ein scharfer Geruch steigt in die Nase, der Kot der Tiere liegt überall am Boden.

Das Bett, ein Holzgestell, teilt sie mit der Mutter.

*Über Mevoli sagt die Frau von der Hilfsorganisation:
„Sobald etwas passiert, ist sie die nächste Hexe.“*

Die Ziegen hüten sie jeden Tag in der Nähe des Hauses. Ein wenig Mais geben die Leute aus dem Dorf, denn der Vater starb vor langer Zeit.

Mevoli hüllt sich in ein rotes Tuch. Die Haut ist aschfahl, der Blick wandert immer wieder ins Nichts. Sie trägt weder Schmuck noch Lächeln.

„Es geht ihr gut“, sagt die Mutter, die jeden Tag zu Hause bleibt wegen der Tochter. Mevoli muss nicht mehr angekettet werden mit der Eisenkette neben den Ziegen. Lange ist sie nicht mehr fortgerannt in die Wälder. Sie hat sich nicht mehr nackt ausgezo-



gen, das Haar gerauft und geschrien. Gelacht und die Nissen der Läuse gegessen. Das Spinnrad zertrümmert.

Die Mutter fuhr mit ihr zum Arzt nach Palanpur. Zum ersten Mal sahen sie die Stadt. Der Arzt verschrieb Tabletten. Mevoli schlief jetzt den ganzen Tag und wenn sie erwachte, vergrub sie die Fingernägel im Fleisch ihrer Arme.

Sie trägt ein Band über dem Ellenbogen, schwarz und rot. Der Mediziner hat es ihr gegeben. Die Zeremonie dauerte mehrere Tage und kostete das Blut von fünf Ziegen. Die Leute im Dorf legten zusammen.

Sie sitzt am Boden und spinnt weiße Fäden. Für ein Bündel bekommt sie zwei Rupien. Jeden Donnerstag kommt die Frau von der Hilfsorganisation und holt die Arbeit der Woche. Mevoli dreht viele Fäden, denn bald ist das große Fest.

Sie wird auf den Markt gehen nach Virampur und sich ein neues Sari besorgen. Schön sein. Die anderen Mädchen werden Schmuck kaufen, silberne Kugeln und Spitzen für die Ohren, Ketten und Girlanden für die Haare. Mevoli wird vor dem Laden stehen und verstohlen einen Blick in die Auslage werfen.

Sie ist schon 22, das Mädchen mit den hohen Wangenknochen und den geschwungenen Lippen. Die Mutter sagt, die Tochter muss heiraten, weil einmal werde sie nicht mehr sein.

Die Frau von der Hilfsorganisation sagt: „Hier im Dorf kennt man sie gut. Wenn sie woanders hingeht, ist sie in großer Gefahr. Sobald etwas passiert, ist sie die nächste Hexe.“

KERI

Ihr Zuhause ist der Wald. Feuer hält die Tiere fern, doch es verrät auch den Menschen. Den betrunkenen Truckfahrern. Sie schläft nicht mehr in der Nähe der Straße.

Der Morgen taucht das Tal in Aprikosenlicht, die Umriss der

Berge changieren in Grautönen. Keri geht hinunter zum Fluss, wäscht ihren einzigen Rock, schrubbt ihn mit einem Stück Seife und schwenkt ihn im Wasser, um ihn gleich wieder anzuziehen.

Sie öffnet ihren verknoteten Plastiksack und zieht ein kleines Päckchen Zahnpasta heraus. Die Zähne putzt sie sich lange und gründlich mit dem aufgerauten Ende eines Stöckchens.

Dann ist die Zunge dran: Bürsten, schrubben, schaben. Ab und zu nimmt sie einen Schluck aus der vergilbten Wasserflasche und spuckt zischend ins Gras. Ihr grauschwarzes Haar bindet sie mit einer Schnur zusammen, ein kleines Silberornament hängt daran. An den Armen trägt sie Reifen: Plastikreifen, Holzreifen, Kupferreifen, dünne Reifen, dicke Reifen, Glitzerreifen... Vom Handgelenk bis zum Ellenbogen.

Ihre Tücher sind grün wie die Hügel, ihre Haut gleicht altem Leder. Kein Gramm Fett beschwert den Körper. Dürre Beinchen, große Füße, ein schneller Schritt, ein erhobenes Haupt.

Einmal war es anders: Vor sieben Jahren krümmte sie sich im Schatten einer Plastikplane, mit skeletthaftem Körper und diffusem Blick. Eine Frau, die seit zehn Jahren unter einem Baum lebte und mit der niemand ein Wort sprach. Und deren Bauch geschwollen war wie eine reife Melone!

Für die Leute im Dorf war sie die Hexe. Für den, der vorbei kam, nur eine Frau, allein in der Nacht am Wegrand. Er schwängerte sie.

Das Kind, ein Junge, war kräftig und gesund. Er hatte lockiges Haar wie die Wanderschäfer. Sie gab ihn niemals aus der Hand.

Doch aus ihren Brüsten kam keine Milch. Eine Nachbarin erbarmte sich und molk die Kuh für sie. Aber die Nahrung verdarb in den gründigen Flaschen. Das Kind starb.

Sie gab es nicht aus der Hand. „Mein Kind ist krank!“, schrie sie. Vier Nächte lang schlief sie mit der Leiche im Arm. Am fünften ging sie mit dem Krug zum Brunnen, um Wasser zu holen.

Da kamen die wilden Hunde in das Zelt, nahmen den toten Körper und zerfetzten ihn im Wald.

„Hexe, du hast die Seele deines eigenen Kindes gefressen!“, »

Über „Keri Godi“, die verrückte Keri, sagen die Dorfbewohner: „Sie hat die Seele ihres Kindes gefressen“



Keri Abseits ihres Dorfes lebt sie im Wald. Aber die selbstbewusste Keri traut sich auch auf den Markt von Ambaji. Dort hat sie sogar Freunde, die sie zu Tee und Milch einladen, denn hier kennt niemand die „Hexe“



Familie Birkis Mutter versucht, ihre Tochter zu schützen, riskiert aber nicht, selbst aus der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden

Hexenverfolgung gilt inzwischen als internationales Problem. Die Ursachen: Armut, Globalisierung und das patriarchale System.

» schrien die Leute. Das Zelt zerstörten sie, zerrissen die Plastikplane, schlugen mit Stöcken und warfen mit Steinen. Keri rannte.

Seither bleibt sie keine zwei Nächte am selben Ort. Manchmal schläft sie verborgen in den Rohren unter der Brücke an der großen Straße, meistens tief in den Wäldern, wo die dünnen Stämme der Bäume Schutz heucheln. Unter einem Baum hat sie sich ein Lager gebaut: Eine Plastikplane am Boden, gesäumt von zwei Ringen aus Dornen.

Keri, die jüngste von fünf Schwestern, heiratete einen Mann aus Rajasthan. Sie war nur Zweitfrau. Die Erstfrau konnte keine Kinder bekommen. Keri brachte zwei gesunde Söhne zur Welt. Ein paar Jahre später war sie wieder schwanger. Sie gebar eine Tochter. Keiner anderer war im Haus.

Als die Erstfrau nach Hause kam und das Kind sah, sagte sie: Du hast ein Kind allein geboren? Das kann keine Frau! Das kann nur eine Hexe! Sie trat die Zweitfrau mit den Füßen und jagte sie fort.

Zwei Tage und zwei Nächte lief Keri durch den Wald nach Gujarat zum Haus ihres Vaters. Unterdessen starb die Tochter, die sie zurückgelassen hatte.

Die Medizinmänner zählten die Maiskörner. Und weil sie sahen, dass Keri eine Hexe war, durfte sie nicht zurückkehren. Die beiden Söhne waren jetzt die Kinder der ersten Frau. Keri fraß nur noch Blätter wie ein Tier und redete wirres Zeug.

Es sprach sich schnell herum. „Keri Godi“, die verrückte Keri, nennt man sie bis heute. Ein paar Jahre versteckte sie sich im Haus ihres Vaters. Als der Vater starb, zog sie unter den Baum an der Straße. Bis man sie wieder vertrieb.

Sie hat Brennholz gesammelt und die Scheite mit ein paar Grashalmen zusammengebunden. Sie trägt das Bündel auf dem Kopf und geht mitten auf der Straße, den hupenden Jeeps weicht sie kaum aus. Sie ist auf dem Weg zum Markt nach Ambaji. Die Stadt liegt am Fuße des Hügels, auf dem Godmother einst lebte. Jeeps und rosafarbene Reisebusse rasen vorbei. Die Touristen kommen aus Delhi und Mumbai. Sie tragen Saris aus Seide und dunkle Anzüge.

Buden säumen die Straße. Kokosnüsse kann man hier kaufen, weiße Zuckerperlen und glitzernde Armreifen. Bässe dringen herüber und der liebsterliche Singsang der üppigen Bollywood-Sirenen. „Vanilla ice-cream!“, dröhnt es aus einem Megafon. Straßenkinder verkaufen Bänder, goldene Fähnchen und orangefarbene Blüten, alles Opfergaben.

Keri schreitet die Straße hinunter, ein paar Leute grüßen. Einmal die Woche kommt sie hierher und verkauft ein wenig Holz an einem Stand. Sie macht ihre Runde.

Gegenüber blubbert Chai-Tee auf einer Gasflamme. Pfeffer, Ingwer und Kardamom würzen die Luft. Der Händler reicht ihr einen Plastikbecher, nicht größer als ein Schnapsglas. Milch und Zucker rinnen warm die Kehle hinunter.

Keris Stand gehört dem Besitzer des Süßwarenladens nebenan. Er gibt ihr eine Decke und verneigt sich drei Mal in Richtung Godmother.

Ab und zu schläft sie hier: Ein Bündel Mensch, kaum als solches zu erkennen, auf einer Holzpritsche. Sie hört das Kläffen der Hunde in der Ferne und das Knurren der Hunde ganz nah. Das Rütteln des Windes in den Plastikplanen.

Als die Dämmerung hereinbricht, knotet Keri ihren Plastiksack auf und zieht aus einem kleinen Stoffbeutel ein paar in Zeitungspapier gewickelte Pakora, in Kichererbsenmehl frittiertes Gemüse.

Der blinden Frau mit dem roten Sari und der Beule im Gesicht reicht sie eine Hand voll. Der Besitzer des Süßwarenladens bringt ein dampfendes Rotibrot mit Gemüse und roter Soße, die auf den Lippen brennt. Sie schmatzen.

Der Alte mit dem Turban kommt hustend und rauchend die Straße herunter. Er redet mit allen, mit den Kindern, mit den Hunden, mit dem Mittelstreifen der Straße, mit Keri und dem Besitzer des Süßwarenladens.

Ein wenig abseits steht der Einbeinige mit den Krücken, das kleine Mädchen mit den verfilzten Haaren und dem wachen Blick lungert an einem Pfosten, grinst und bekommt ein paar Zuckerperlen.

Für eine Sekunde taucht ein vorbeifahrender Lastwagen alles in schreiendes Scheinwerferlicht.

Der Alte mit dem Turban schwankt die Straße entlang, macht eine einladende Handbewegung und tanzt. Keri lacht. «



Sündenbock Die Industrialisierung vertreibt die Bauern von ihrem Land und macht sie zu Tagelöhnern. Die Folgen sind Irrglauben und die Suche nach Schuldigen

VERLIERER DES WIRTSCHAFTSWUNDERS

Mit 90 Millionen Menschen machen die Adivasi knapp acht Prozent der 1,2 Milliarden Inder aus.

Im Laufe der Geschichte wurden sie aus ihren ursprünglichen Gebieten verdrängt. Sie zogen sich in Wald- und Gebirgsregionen zurück, wo sie weitgehend selbstbestimmt lebten.

Ihre Kultur beruht auf der spirituellen Beziehung zu ihrem Land. Sie glauben an Naturgottheiten, die auf Bergen und in Bäumen leben. Sie wirtschaften autark, um ihre unmittelbaren Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Das Streben nach Profit verachten sie.

Mit Beginn der Liberalisierung der indischen Wirtschaft Anfang der 90er-Jahre und dem darauf folgenden ökonomischen Boom verschlechterte sich ihre Situation: Industrialisierung und Umweltzerstörung gefährdeten zunehmend ihre Lebensgrundlage.

Zahlreiche Staudämme, Minen und Industriekomplexe befinden sich in Adivasi-Gebieten. Für Großprojekte wurden 15 Millionen Adivasi vertrieben – zumeist ohne angemessene Entschädigung.

Viele Adivasi besitzen heute kein Land mehr, sie arbeiten in den Minen oder im Straßenbau zu Hungerlöhnen. 85 Prozent leben unter der offiziellen Armutsgrenze. 50 Prozent der Männer und 70 Prozent der Frauen sind Analphabeten. Viele Dörfer haben keinen Zugang zur Gesundheitsversorgung.

HEXENJAGD IM 21. JAHRHUNDERT

Hexenverfolgung ist kein Phänomen der Vergangenheit, sondern auch im 21. Jahrhundert aktuell. „Diese Form der Gewalt breitet sich weltweit aus“, sagt Jeff Crisp vom UNHCR, der Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen. Die Verfolgung von Frauen und Kindern als Hexen werde zu einem „internationalen Problem“.

Als Gründe gelten Armut, ökonomische Ungleichheit und Migration in Folge von Globalisierung und Wirtschaftskrise. Zehntausende Frauen und Kinder sind betroffen – von Südafrika bis Indien.

„Um angesichts der erhöhten Unsicherheit eine stabile Ordnung wiederherzustellen, werden Schuldige gesucht und aus der Gemeinschaft verstoßen“, sagt Maria Riiskjae vom UNHCR.

In patriarchalen Gesellschaften dient die Hexenverfolgung als Mittel zur Erhaltung männlich dominierter Machtstrukturen.

In den Adivasi-Gemeinschaften stieg die Zahl der Hexenverfolgungen in den vergangenen Jahren, wie indische Medien und Nichtregierungsorganisationen berichten.

„Die Gewalt richtet sich gegen Frauen in den Stammesgemeinschaften. Oft werden sie als Hexen denunziert, damit man ihnen ihr Land wegnehmen kann“, sagte die indische Familienministerin Krishna Tirat im Januar. Sie will ein nationales Gesetz gegen Hexenverfolgung durchsetzen. Ob diese Maßnahme die Situation der Adivasi-Frauen verbessern wird, ist aber ungewiss: Meist wissen sie über ihre Rechte gar nicht Bescheid.



Flucht aus dem Königreich
André Post steht vor dem Versammlungsraum der Balingen Zeugen Jehovas, deren Mitglied er von Geburt an war.



KEINE ANGST MEHR VOR DEM WELTUNTERRGANG

Ein Austritt bei den Zeugen Jehovas zieht oft soziale Ächtung und extreme Schuldgefühle nach sich. Rainer Pohlmann, André Post und Jürgen Färber* haben diesen Schritt dennoch gewagt*

Text: Jennifer Giwi
Fotos: Vivian Balzerkiewitz

Rainer Pohlmann hatte Glück: Ein Mitbewohner fand den 19-Jährigen im Dezember letzten Jahres mit aufgeschnittenen Pulsadern gerade noch rechtzeitig in seinem Zimmer. Er wollte sich das Leben nehmen. Er war erst wenige Monate zuvor bei den Zeugen Jehovas ausgetreten. Seine Familie hatte sich von ihm abgewandt. Extreme Schuldgefühle plagten ihn. Seit Januar dieses Jahres ist Rainer Pohlmann wegen Depressionen in Behandlung.

Pohlmann ist kein Einzelfall. Wer immer sich von den Zeugen verabschiedet, trennt damit meist auch die Verbindung zu Freunden und Familienangehörigen. Aussteiger werden von den Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft wie Aussätzige behandelt, selbst wenn sie wie Rainer Pohlmann Sohn eines „Ältesten“ sind, wie die Männer des innersten Zirkels genannt werden. Viele leiden ihr Leben lang an diesem Schnitt.

André Post verließ vor sechs Jahren die Zeugen Jehovas. Auf dem Weg zur Arbeit kommt der 26-jährige Altenpfleger oft an zwei Männern vorbei, die an der Ecke des Einkaufszentrums in Böblingen stehen und den „Wachturm“ hochhalten. Er ist froh, dass sie ihn nicht kennen. Seine Gemeinde war in Balingen, gut 50 Kilometer entfernt.

André Post raucht. Eine Todsünde aus der Sicht der Zeugen. Es verunreinigt den Körper, ein Geschenk Jehovas. Post bläst den Rauch in die Luft und fühlt sich frei. Er hat seinen früheren Wohnort verlassen, um sich ein neues Leben aufzubauen.

Noch Jahre nach seinem Austritt quälte ihn sein Gewissen. Er rauchte, hatte eine Freundin. Würde Jehova ihm das verzeihen? Post hockt im Schneidersitz auf dem Boden seines Wohnzimmers. Licht flutet durch große Terrassenfenster in den Raum. Seine Hände ruhen auf den Knien. Langes braunes und leicht zerzaustes Haar fällt locker auf die Schultern. André Post betet zu Jehova, von dem er glaubt, dass er ihm immer noch zuhört. „Gott ist ein barmherziger Gott, er kann in dein Herz schauen“, sagt er, und dreht sich die erste Zigarette des Tages.

Mit 15 hatte er das erste Mal Sex.
Nach Jehovas Glauben eine Todsünde.

Als André Posts Mutter den Zeugen beitrat, glich ihr Leben einer stürmischen See. Ihr Mann betrog sie und die erhoffte Hilfe vom katholischen Pfarrer erschöpfte sich in einem banalen Rat: Sie solle zurück an den Herd gehen und ihren Mann bekochen, dann würde er schon wieder zurückkommen. Doch der Ehemann ließ sich scheiden. In dieser Phase klingelten an ihrer Tür die Zeugen Jehovas. Alleinerziehend, drei Kinder, manisch-depressiv und finanziell in der Klemme. Da klang das Angebot verlockend: Aufmerksamkeit, Geduld und materielle Unterstützung, zudem die Aussicht auf ein „ewiges Leben“.

Anfangs war sie noch skeptisch. Um Sicherheit zu gewinnen, verglich sie die „Neue Weltübersetzung der Heiligen Schrift“ mit der Bibel. Das Buch der Zeugen erschien ihr „ehrlicher“. André Post war zwölf Jahre alt, als seine Mutter sich von den Zeugen tau-

fen ließ. Fortan nahm sie ihre Söhne zu den wöchentlichen Versammlungen in den „Königreichssaal“ immer mit. Schon mit neun Jahren musste André Post erfahrene Mitglieder begleiten, die an fremden Haustüren für die Gemeinschaft warben. Er sollte lernen, „Weltlichen“ den richtigen Weg zu zeigen. Oft war er zwei, drei Stunden lang unterwegs, im Auftrag des Herrn.

Jehova sei ihr wie ein Beschützer vorgekommen, sagt seine Mutter heute. Sie ist noch heute Mitglied der Glaubensgemeinschaft, auch wenn sie wegen ihrer Krankheit nicht mehr die Versammlungen besucht. Ihr Leben schien wieder Sinn zu haben – auch wenn sie sich nicht strikt an die Regeln der Zeugen hielt. Sie schlug ihre Kinder nicht, wenn sie sich von ihrem Taschengeld eine Spielzeugpistole kauften oder ins Kino gingen. Mehrfach wurde sie von einem „Ältesten“ aufgefordert, die Brüder zu „züchtigen“. Mit 14 ging André ins Kino: „Blair Witch Project“, nachts im Bett gruselte er sich vor Jehova. Ein Horrorfilm – eine Sünde!

André durfte sogar in den Basketball-Verein. Mit seiner damaligen Größe von knapp 1,80 Meter war er ein wichtiger Mann auf dem Spielfeld. Er genoss die Anerkennung seiner Mitspieler,

schloss Freundschaften mit Nicht-Zeugen, den „Weltlichen“. Das wurde ihm von den Ältesten kritisiert. Ein Jahr lang weigerte er sich, zu den Versammlungen zu gehen, rebellierte gegen das rigide System. Mit 15 hatte er das erste Mal Sex. Nach Jehovas Zeugen eine Todsünde. Ein Grund für den Ausschluss aus der Gemeinschaft. Schuldgefühle plagten ihn am nächsten Tag. „Es war wie ein Stich in mein Herz. Ich dachte nur, ‚Oh Gott, was habe ich getan‘.“ Er bewegte sich zwischen zwei Welten mit unterschiedlichen Wertesystemen: Auf der einen Seite die klare Trennung



Schriftgläubig Neben der „Neuen Weltübersetzung der Bibel“ ist der „Wachturm“ das Zentralorgan der Glaubensgemeinschaft

zwischen Gut und Böse, zwischen ewigen Leben und Vernichtung, auf der anderen Seite das ganz normale Leben eines Heranwachsenden in der modernen Gesellschaft. André Post drohte zermahlen zu werden wie zwischen zwei Mühlsteinen.

Die Mutter bangte um ihren Jungen. Sie bat ihn, wieder zu den Versammlungen zu kommen. „Meine Mutter hat mich und meine Brüder nie zu etwas gezwungen.“ Mit 16 kehrte er zurück, die Zeugen verziehen ihm seinen Ausflug in die sündige Welt und spannten ihn gleich wieder ein in ihr Netz aus Hausbesuchen, Bibelstudien und theokratischer Schule. Aber abends setzte er sich an den PC, sah sich Horrorfilme an und ballerte. Nachdem er die Schule beendet hatte, verdiente er sein Geld an einer Kinokasse.

Die Depressionen seiner Mutter verschlimmerten sich, André betete wieder häufiger. Er fühlte plötzlich, dass Jehova sein Freund war. Da hörte ihm einer zu. Und er spürte, wie andere Jugendliche an seinen Lippen hingen, wenn er von seinem Glauben sprach. Er wurde zu ihrem Vorbild. „Fast wie ein Superstar“, sagt seine Mutter. Draußen vor dem Kinosaal war er nur Kartenabreißer, drinnen im Königreichssaal ein „Superstar.“

Als er 18 wurde, beschloss er, sich taufen zu lassen, auch, um sich von seinem vorherigen sündigen Leben reinzuwaschen. „Ich wasche mich für Dich rein und wandle in Deinem Sinne,“ sprach

er den Taufspruch als er ins Becken stieg und ein „Ältester“ ihn taufte. „Dort geschieht die Reinigung von allen Sünden und du tauchst völlig rein wieder auf – wie neu geboren“, sagt er. Jehovas Zeugen praktizieren die Ganzkörpertaufe nach dem Vorbild Johannes des Täufers, der dieses Ritual nach biblischer Überlieferung im Fluss Jordan ausübte.

Mit dem „Wachturm“ auf der Straße stehen und an Türen klingeln.
60 Stunden im Monat, 720 im Jahr.

Jetzt gehörte er ganz zu ihnen. Und sie stellten Bedingungen: Zwei Stunden am Tag sollte er Jehovas Glauben verkünden. Mit dem „Wachturm“ auf der Straße stehen und an Türen klingeln. 60 Stunden im Monat, 720 im Jahr. „Wenn Du wirklich an Jehova glaubst, musst Du es ihm auch zeigen“, sagten sie ihm, doch André war das neben seinem Job zuviel. „Ich musste auch mal schlafen und mal was anderes tun, außer predigen und arbeiten, habe ich ihnen gesagt.“ Doch bei den Zeugen gibt es keine Kompromisse.

Irgendwie war er froh, als ihn der Zivildienst aus seiner Situation befreite. Er zog zu Hause aus, ging nur noch an den Wochenenden zu seiner Mutter, hatte Kontakt zu „Weltlichen“ und schloss neue Freundschaften. „Das wurde von den Ältesten gar nicht gern gesehen, denn die hatten ja einen ganz anderen Lebensstil.“ Offenbar schrieben sie ihn ab: Obwohl sie in der Regel versuchen, keine Mitglieder zu verlieren, kümmerte sich niemand mehr um André Post. Bis zu jenem Abend, fast zwei Jahre später: André Post saß mit Freunden in einem Lokal, sie rauchten und tranken Bier. Als er am Nachbartisch Zeugen sitzen sah, zündete er sich demonstrativ eine Zigarette an und blies den Rauch in ihre Richtung. „Noch einen Sambuca, bitte!“ Zwei Tage später klingelte das Telefon. Ob er wüsste, welche Konsequenzen sein Verhalten habe?, fragte ein „Ältester“ und forderte ihn auf, vor das Ältestenkomitee zu treten – eine Art Gericht. André zeigte bewusst keine Reue. Und wurde oß ziell ausgeschlossen. Das bedeutet: Kontaktsperre zu den engsten Familienmitgliedern, Verwandten, Freunden. Nur seine Mutter verweigert die Regel: „Ich bin mein ganzes Leben lang Mutter, nicht nur bis dahin, wo mir das jemand sagt“, sagt sie heute.

Das erste Mal feierte er seinen Geburtstag, als er 21 wurde. Den eigenen Geburtstag zu feiern gilt Jehovas Zeugen als eitel und gotteslästerlich. André Post lud alle ein, die er kannte. Er mietete ein Lokal und spendierte Bier bis zum Abwinken.

Post zieht an seiner Zigarette. Die Schultern sind hoch gezogen. Er ist noch einmal zum Königreichssaal in Balingen gegangen, für ein Foto. Seine Augen sind klein und schmal, er wirkt nervös. Er will schnell wieder weg, will sie nicht sehen, die anderen Zeugen, die ihn wie einen Abtrünnigen behandeln, nicht mehr mit ihm sprechen und die Straßenseite wechseln. Er, der nicht mehr ins Paradies kommen wird, sondern auf der Erde zusammen mit Satan seinem Ende entgegenseht. „Sobald man bei den Zeugen Jehovas

austritt, wird man sozial geächtet, viel mehr noch, man erfährt eine soziale Isolation“, erklärt der Münchner Psychologe Dieter Rohmann, der sich seit rund dreißig Jahren mit Aussteigern und deren Problemen auch psychotherapeutisch beschäftigt. An seinen Seminaren nehmen regelmäßig vorwiegend Ex-Zeugen teil. „Warum war ich so leicht manipulierbar?“, ist eine Frage, der sie sich dann stellen. „Die Zeugen Jehovas lassen ihren Mitgliedern keinen eigenen Freiraum“, sagt er. Darum müssten sie nach ihrem Ausstieg alle sozialen Kontakte neu aufbauen. „Einige denken sogar an Suizid.“ Wie in allen so genannten Sekten und Kulturen, die er kennt, würde „auch bei den Zeugen Jehovas viel gelogen.“ Ihnen gehe es darum, nach außen das Bild einer heilen Welt zu wahren. Konflikte würden innerhalb der Gemeinschaft ignoriert. So seien zum Beispiel in der eigenen Statistik noch viele Mitglieder enthalten, die innerlich schon längst gekündigt und sich so von den Zeugen verabschiedet hätten, sagt Dieter Rohmann.

Jürgen Färber ist vor drei Jahren bei den Zeugen ausgestiegen. Für den 30-Jährigen war es „ein schleichender Prozess“. Angstzustände, extreme Schuldgefühle – eine psychische Hölle. Als sein Chef, ebenfalls ein Zeuge Jehova und im Ältestenrat aktiv, von den Zweifeln Färbers erfuhr, setzte er ihn unter Druck und drohte mit Kündigung. Er fügte sich und ging zum Schein noch zu den Versammlungen – bis er endlich über das Internet einen neuen Job gefunden hatte. Im Internet fand er auch erstmals Freunde außerhalb seiner bisherigen Welt. Die ermutigten ihn zum Austritt. Eineinhalb Jahre dauerte es, bis er sich schließlich traute. Es war das Ende seiner Ehe – seine Frau akzeptierte das nicht und ließ sich scheiden.

Färber und Post, beide sind überzeugt, dass sie das Richtige ge-

tan haben. Doch im Gegensatz zu Post hat Färber seinen Glauben an Gott verloren. Das habe auch Vorteile. „Wenn man nicht mehr daran glaubt“, sagt er, „kann man auch keine Angst mehr vor dem Weltuntergang haben.“

Weltweite Gemeinschaft

Die Zeugen Jehovas sind eine christliche Glaubensgemeinschaft, die im 19. Jahrhundert von Charles Taze Russell in den USA gegründet wurde. Auch aufgrund ihrer ausgeprägten Missionarstätigkeit verbreitete sich die Organisation schnell über den ganzen Globus.

Gut 200 000 Mitglieder haben die Zeugen Jehovas in Deutschland. Sie glauben an den baldigen Weltuntergang, das „Harmagedon“. Es wurde schon mehrmals verschoben: das erste Mal 1874, das letzte Mal Ende der Neunziger. Finanziert werden die Zeugen Jehovas, die mittlerweile in Bundesländern wie Berlin, Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen als Körperschaften des öffentlichen Rechts anerkannt sind, durch Mitgliederspenden.

Die Ältesten sind ausschließlich Männer, die von den Gemeinschaftsmitgliedern gewählt werden. Sie studieren in kleinen Gruppen mit den Mitgliedern die Bibel und begleiten als Mentoren frisch getaufte Zeugen aber auch „ungetaufte Verkündiger“. Sie entscheiden ebenso darüber, wann einem Zeugen die Mitgliedschaft entzogen wird.



Ungewisser Blick in die Zukunft André Post betet auch nach seinem Ausstieg weiter zu Jehova

MIT DEM *HUBSCHRAUBER* AUS DEM *HOCHSICHERHEITSKNAST*

Sie wollen oft nur der Sinnlosigkeit des kleinbürgerlichen Lebens entkommen. Sie sind Räuber, Einbrecher und Entführer, aber haben nie auf einen Menschen geschossen. Werden sie eingesperrt und entkommen, sind ihnen die Sympathien des Volkes sicher.

Text: Jan Söfjer
Illustration: Claudia Haas

Als die Wächter in der Schweizer Haftanstalt Regensdorf die Tür zu Walter Stürms Zelle öffneten, sahen sie durchgesägte Gitterstäbe am Fenster und einen Zettel: „Bin beim Ostereier suchen – Stürm.“ Es war der 12. April 1981 und der Häftling war weg. Schon wieder ausgebrochen. Zum dritten Mal. Mitglieder der linken Szene hatten ihm geholfen. Für sie war Stürm zu jener Zeit ein Star, jemand, der gegen den autoritären und unmenschlichen Staat aufbegehrte, einer, der nie einen Schuss abgab und, wie er sagte, „nur Reiche“ bestahl. Ein moderner Robin Hood? Eher ein ziemlich wilder Hund mit Witz, Charme und einer gehörigen Portion krimineller Energie. Zum ersten Mal wurde der Sohn eines Holzhändlers 1972 zu acht Jahren Haft verurteilt, er hatte mit einem Komplizen eine Bank ausgeraubt.

Stürms Leidenschaft waren Rennautos. Für sein erstes, einen Formel-1-Lotus, klaubte er reihenweise Autos und verkaufte sie im Ausland. Auf rund 100 Einbrüche, Diebstähle und Raubzüge sollte er es in seinem Leben bringen. Wie hält es so einer, der den Rausch der Geschwindigkeit liebt, jahrelang in einer Zelle aus? Schlecht.

Als Stürm im Winter 1979 nach seinem zweiten Fluchtversuch wieder in Regensdorf

eingeliefert wurde, kam er in Einzelhaft. Er nannte es Isolationszelle. Auch viele bürgerliche Schweizer fanden das unmenschlich. Die jungen Linksalternativen erst recht. Stürm wurde ihr Idol. Im Sommer darauf lieferten sie sich im nahen Zürich jedes Wochenende Straßenschlachten mit der Polizei. Und in einer Annonce im „Tages-Anzeiger“ verurteilten 150 Ärzte, Journalisten und Lehrer die Haftbedingungen Stürms und stellten Flucht als „legitimes Kampfmittel“ gegen solche Bedingungen dar.

Stürms Kampf gegen den Schweizer Strafvollzug gipfelte 1987 in einem 110-tägigen Fastenstreik. Im Laufe seiner Haftjahre hatte er sich veritable Jura-Kenntnisse angeeignet, schrieb hunderte Ersuche, Bitten und Beschwerden für sich und seine Mithäftlinge und erreichte 1991, dass die Gefängnisordnung des Kantons geändert wurde.

Wenn sie nicht gerade Geisteskranke, Massenmörder oder Kinderschänder sind, gewinnen Ausbrecher seit jeher leicht gewisse Sympathien in der Bevölkerung, eine Art kumpelhafter Bewunderung. So sorgte vor einem Jahr der Grieche Vassilis Paleokostas für geradezu euphorische Schlagzeilen, als er sich und einen Komplizen mit einem Hubschrauber aus dem Hochsicherheitsgefängnis Korydallos bei Athen abholen ließ. Mit einer Strickleiter wurden die beiden aus dem Hof gezogen. Die Wachen feuerten erfolglos hinterher.





Es war der zweite Ausbruch des 43-jährigen Einbrechers, Entführers und Bankräubers. Sein Komplize wurde im November 2009 erwischt. Paleokostas ist immer noch auf der Flucht. In seiner Heimat ist er beliebt, in Witzen wird er sogar für politische Ämter empfohlen. Nicht ganz von ungefähr: Griechenland ist bankrott, eine große Menge Staatsgeld ist auf dubiose Weise versickert oder in die falschen Taschen geflossen. Das Volk ist stinksauer, die Jugendlichen randalieren. Jemand wie Paleokostas kann in so einer Zeit leicht zum Helden werden.

Doch das Leben auf der Flucht ist oft teuer, der Freiraum beengt und immer ist da die Angst, erkannt, erwischt zu werden. Einen normalen Job kann ein Ausbrecher nicht annehmen, viele werden wieder straffällig. So ist es meist nur eine Frage der Zeit ist, bis die Entflohenen wieder einsitzen. Und irgendwann geraten sie hinter Gittern in Vergessenheit. Bei Sturm war nach dem achten Ausbruch Schluss. War der Schweizer in den 80ern noch ein Held, so interessierte sich Ende der 90er kaum noch jemand für ihn. 1999 nahm er sich im Alter von 57 Jahren in einer Isolationszelle mit einem Müllbeutel das Leben. Zwei frühere Selbstmordversuche waren gescheitert. Dem Reporter Erwin Koch sagte Sturm 1993, er lebe in Isolationshaft „mit Gefühlsschwankungen und Depressionen, und so geht man sozusagen permanent auf dem Drahtseil, und dann braucht es eben wenig, um abzustürzen“.

Michel Vaujour kennt diesen Balanceakt gut. Vor allem das oft tragische Ende. Immerhin: Der Franzose hat 27 Jahre Gefäng-

nis überlebt, 17 davon in Einzelhaft. Und alles nur aus einer elenden Langeweile heraus, um „der Sinnlosigkeit“ eines kleinbürgerlichen Lebens zu entkommen. Mit Autoklau fängt er an, Überfälle und Diebstähle folgen. Er wird oft erwischt, doch das bremsst ihn nicht. Mit seiner Kreativität kommt er immer wieder raus. Als er, von drei Elite-Polizisten bewacht, vor einem Untersuchungsrichter erscheinen muss, zieht Vaujour eine aus Seife und Batteriegehäusen geformte Pistole und entkommt. Ein anderes Mal provoziert er einen monatelang geübten Zusammenstoß mit einem Aufseher und schafft es, den Zellenschlüssel in ein Stück Käse zu pressen, nachzubauen und zu entkommen.

1986 sitzt Vaujour nach einem missglückten Coup mal wieder ein, dieses Mal im Pariser Hochsicherheitsgefängnis La Santé. Aber seine Frau Nadine will sich damit nicht abfinden. Sie nimmt Flugstunden, mietet einen Helikopter und macht sich auf dem Weg zu ihrem Mann. Der bahnt sich mit einer Pistolenattrappe und als „Granaten“ schwarz bemalten Nektarinen seinen Weg zum Dach. Nadine lässt ein Seil herunter, Vaujour greift es sich, und hoch geht's. Es war sein fünfter und letzter Ausbruch – aus einer Haftanstalt.

Wenige Monate später ist das Spiel vorbei: Bei einem Bankraub schießt ihm ein Polizist in den Kopf. Vaujour überlebt, aber diesmal ist nicht eine Zelle, sondern sein Körper das Gefängnis. Er ist halbseitig gelähmt und kann nicht mehr sprechen. Trotz allem hat er noch Glück: Sein Körper regeneriert sich. Mühsam, über Monate hinweg, arbeitet der Ausbrecherkönig an der Flucht aus sich selbst. Lernt erneut, sich zu bewegen, zu gehen, zu sprechen. 2003 wird er vorzeitig entlassen. Heute führt er mit seiner zweiten Frau ein ruhiges Leben, schreibt Drehbücher und berät Krimiautoren. Gegenüber „Spiegel Online“ sagte Michel Vaujour über sein neues Leben in Freiheit: „Heute ist es so, als ob ich gar nicht im Gefängnis gewesen wäre. Als ich rausgekommen bin, habe ich schnell gemerkt, dass sich die Leute an den kleinen Hürden des Alltags festbeißen. Ich habe mir nur gedacht: Wir sind am Leben, und das ist doch schon ein Geschenk!“



EIN HOCH AUF DEN GELBEN WAGEN



Für viele Menschen in Ostdeutschland sind mobile Supermärkte nicht nur eine Chance zum problemlosen Einkauf, sondern auch eine willkommene Unterbrechung des Alltags. Das nostalgische Gewerbe floriert und die Kunden bekommen zu Milch und Wurst nette Worte gratis

Text: Dagny Riegel
Fotos: Vivian Balzerkiewitz



Und täglich tourt das Kaufmobil Früh morgens holen die Händler aus dem Lager in Schleinitz die Waren, dann geht es auf die Piste: 13 Wagen fahren jeden Tag auf einer anderen Route. Die Kunden wissen genau, wann sie kommen. Oft stehen sie schon mit Körben, Taschen und Einkaufszetteln am Straßenrand und halten Ausschau nach Annett Berger.

Die alten DDR-Straßen erkennt man am Klang. Gurken- und Marmeladengläser klirren im Rhythmus der Schlaglöcher, Konservendosen stoßen stumpf aneinander, eine Schnapsflasche rutscht mit Schwung gegen eine andere. Pling. Wie die Nadel eines Plattenspielers gibt der Laster den Straßenzustand wieder: Kopfsteinpflaster und Fahrspuren, Schneesreste und Kurven. Dann hält Annett Berger mit ihrem rollenden Supermarkt und drückt auf den roten Knopf neben dem Lenkrad: BBRRRIINNG. Wie Schulglocke und Feueralarm zusammen.

Trotzdem hören viele den Wagen nicht. Die Kunden von Annett Berger sind meist alt und schwerhörig. Doch sie wissen, wann sie kommt. Oft warten sie schon an der Haustür oder halten hinter den Gardinen Ausschau nach ihr. Stopp in Adorf, Erzgebirge. Auf Knopfdruck öffnet sich an ihrem Laster eine Klappe. Eine Frau ordert 15 doppelte Brötchen und drei Töpfchen Griebenschmalz. Annett Berger reicht ihr die Sachen aus dem leuchtenden Viereck zwischen Knackwürsten und Regalen mit Suppen, Chips und Waschmittel heraus. Die Jogginghose der Kundin steckt in Gummistiefeln. „Sie kauft jede Woche für ihre Familie ein, meistens mit der Schubkarre“, sagt Berger. Heute reichen zwei abgeschabte Lidl-Tüten. „Ich kann gar nichts essen, nur Tabletten“, sagt die Kundin, „tun Sie auch Taschentücher rein, bitte.“ Zu den Taschentüchern gibt's noch ein bisschen Trost, und die Frau hat, was sie braucht.

Jede Woche fahren die 13 gelben Wagen von „Pflug's mobile Frische“ ihre festen Tagesstrecken durch Sachsen ab. Oft von Haustür zu Haustür, denn viele Stammkunden können mit ihrer Einkaufstasche oder dem Rollator kaum weiter gehen. Die Konsummärkte, die es zu DDR-Zeiten überall gab, sind fast alle weg. Kinder und Enkel meist auch. Nirgendwo in Europa wandern so viele junge Frauen ab wie aus Ostdeutschland. Sachsen schrumpfte vergangenes Jahr schon in den ersten sieben Monaten um fast 18.000 Einwohner.

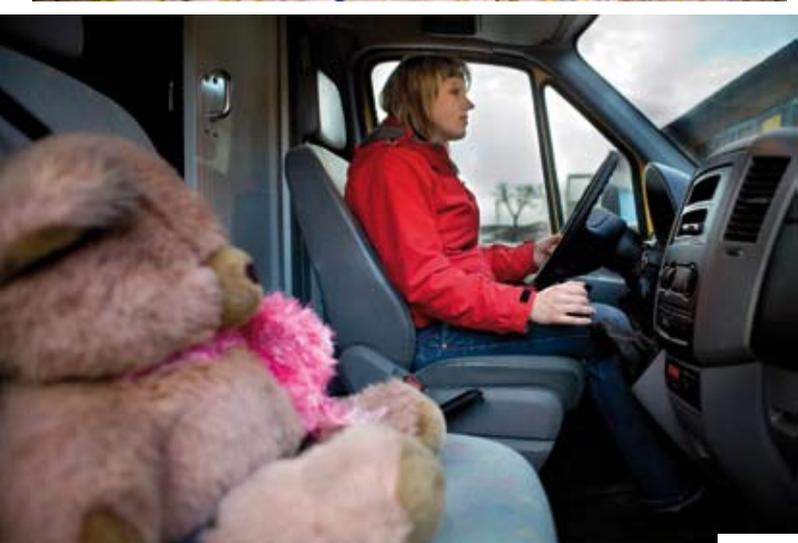
Annett Berger bleibt. Sie ist 31, hat hellgrüne Augen, glattes Haar bis zum Kinn, in der rechten Braue steckt ein Piercing. Bis zur Elbflut 2002 war sie Filialeiterin einer Metzgerei, danach gab es den Laden nicht mehr. Der Job bei „Pflug's“ ist der erste, der ihr

Spaß macht. Sie hat schon immer in der Gegend gelebt und fühlt sich wohl draußen auf dem Land: „Ich brauche die Ruhe im Dorf.“ Die gibt es in Schleinitz, wo sie mit ihren beiden Kindern wohnt. Keine 150 Einwohner leben in dem Dorf bei Meißen, dessen Häuser sich in die beiden sanften Hügel um das Schloss drängen. „Pflug's“ ist der größte Arbeitgeber hier. An den Wochenenden fährt viermal am Tag ein Bus – wenn ihn jemand ruft. Im Nachbardorf kann man das Schulhaus kaufen.

Morgens um halb sieben geht Annett Berger die paar Schritte zu „Pflug's“. Heute früh war sie dick eingepackt, trug Trekking-schuhe zur Jeans, Fleecejacke, darüber eine rote Winterjacke. Ein Hahn krächzte. In der Dunkelheit wirkte selbst das Lager der ehemaligen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft behaglich: Innen brannte schon Licht, Stimmen schallten durch die Hallen, Kaffeeduft trotzte der Kälte. Die Fahrer packten Äpfel und Tomaten in Kisten, zählten Brötchen, trugen Paletten mit Fruchtjoghurt in die Wagen. Annett Berger wuchtete eilig den letzten Wasserkasten die Stufen zur Hecktür hoch und hinein in den schmalen Gang des Lasters. Auf dem Beifahrersitz thront ein Teddy mit rosa-rotem Schal. Um acht muss sie los.

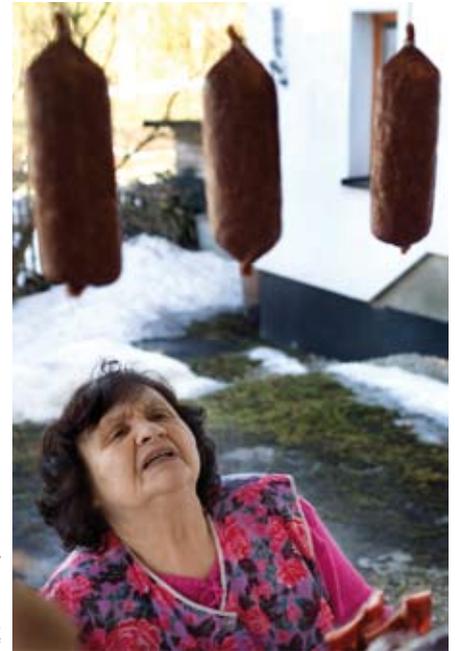
Gut eine Stunde später schließt sie in Adorf wieder die Klappe und rangiert das Auto vorbei an den Schneehaufen am Straßenrand hinunter zur Hauptstraße. Kurs auf Chemnitz. Nicht nur winzige Dörfer wie Schleinitz brauchen fahrende Händler, sondern auch Industrieorte mit ein paar Tausend Einwohnern. Und die Städte. Letztens hat Annett Berger eine neue Verkaufsstelle in eine Route aufgenommen, mitten in der Innenstadt von Dresden. „Eins von den Altenheimen, die laufen gut.“

Chemnitz, Stadtteil Altenhain. Mehr Häuser als vorher, aber genauso wenige Menschen. Rappelnd nimmt der Wagen die Kurve zu einem grauen Mietshaus am Hang. Bevor Berger klingelt, hockt schon die Katze im Hof. Ein Stück Bockwurst wie immer. Als drei Frauen aus der Tür kommen, wirft Annett Berger einen Blick auf die Getränke. „Eine Milch“, sagt die muntere Alte mit forscher Stimme, „die gute, die keinem was tut.“ Gut meint einen hohen »





Einkauf in Hausschuhen So nah wie möglich kommt der rollende Supermarkt zur Stammkundschaft. Vorn liegen gut erreichbar die Waren zum Anfassen. Die Älteren freuen sich, noch selbst auswählen zu können. Das Portemonnaie reichen sie der Händlerin zum Geldabzählen nach oben.



Für ein paar Cent mehr

Auch wenn es beim Discounter billiger wäre – den meisten Kunden ist die Wurst vor der Nase lieber als das Schnäppchen im nächsten Dorf

» Fettanteil. Dann zeigt sie auf die „Herzhaften Tropfen“ im Schau- fenster: „Vier davon.“ Ihre Nachbarin nimmt Wein und zwei von „den Braunen“, Kräuterschnaps. Den ersten Schluck trinken sie gern zusammen am Wagen. Als die Klappe mit einem Ächzen schließt, hat sich der Treff schon aufgelöst, die abschüssige Straße ist leer wie vorher. Nur die Katze zerrt noch am Wurstende, sie ist 15 Jahre alt und hat keine Zähne mehr.

Kurz nach der Wende hatte einer der Fahrer immer einen An- hänger mit, extra für Getränke. Damals gab es noch mehr Kunden und an manchen Tagen Umsätze von bis zu zweitausend Mark. Heute sind es im Durchschnitt rund sechshundert Euro. Alkohol ist aber immer noch ein Geschäft – oft bei den Altenheimen. Berger nickt nur, wenn Omis erzählen, der Schnaps sei für ihre Söhne. „Sie haben sicher lange in der Kälte gewartet, sie Arme“, sagt sie mitleidig zu der Frau, deren Hände so zittern, dass sie das Geld kaum zählen kann. Zwei Flaschen Klarer und zwei Weißwein für eine Woche. Von manchen Kunden weiß Berger mehr, als ihr lieb ist. Die Männer schämen sich vor ihr selten. Mit Gesichtern wie Spitzbuben bitten sie die Verkäuferin, den Schnaps dezent in die Einkaufstasche zu packen. Einer ließ sich ein paar Wochen lang Zigaretten mitbringen. Bis seine Frau es gemerkt hat. Seitdem kauft er wieder nur, was sie aufschreibt.

Im Elbtal ist es platt. Der Wagen schnurrt über ebene Straßen geradeaus. Windräder und Strommasten werfen wie Zeiger von Sonnenuhren ihre Schatten auf den Schnee. Die knapp zweihun- dert Kilometer der Tour können sich hinziehen. Auf dem Armatu- renbrett liegen „Super Illu“ und „Auf einen Blick“, die Berger im Penny gekauft hat. Guten Kunden tut sie den Gefallen, auch wenn sie daran nichts verdient. Es ist sowieso ein Geben und Nehmen: Eine Kundin steckt Berger mal einen Fünfeuroschein zu, so froh ist sie über den fahrenden Lebensmittelladen. Eine andere, die an der Mittwochsstrecke wohnt, bereitet jede Woche einen Becher Kaffee vor; mit handgehäkeltem Becherwärmer, damit er auf der Fahrt nicht kalt wird. Klar wissen alle, dass es im mobilen Supermarkt teurer ist als bei Penny. Doch Penny ist weit und Berger ist da.

„Ihr braucht doch euren Umsatz, das sichert ja eure Arbeits- plätze“, sagt die Frau mit Buckel am Stadtrand von Riesa und schiebt Annett Berger am Küchentisch eine Tasse Tee hinüber. Aus dem Radio neben der Spüle tönt der Schlagerkanal: „Lass mich nie allein.“ Berger lächelt und geht in Ruhe den gelben Einkaufszettel der alten Frau durch. Es ist die einzige Pause, die sie auf der Tour hat, ihre belegten Brote isst sie immer beim Fahren. Die Frau, ihre Lieblingskundin, wartet jedes Mal mit Tee in der Küche, um ihr für den Hausbesuch zu danken. Auch sie hat früher als Verkäuferin gearbeitet. Sie weiß, wie anstrengend der Beruf sein kann und be- steht darauf, dass Annett Berger sich ein paar Minuten hinsetzt. Ihre Tochter wohnt mit ihrer Familie im selben Haus und würde ihr alles mitbringen. „Aber ich will selbst einkaufen“, sagt sie, „noch Hackepeter, bitte.“

In Neudorf erfährt Annett Berger, warum der alte Wasserturm zerfällt: Ein Wessi soll die ganze Technik ausgebaut haben und dann abgehauen sein. Die alte Frau mit Goldzahn wünscht sich dort ein Café: „Das wäre längst fertig, wenn das die Russen in die Hand genommen hätten.“ Eine Frau steigt hinter Berger aus ihrem Auto und brüllt, dass sie Platz machen soll: „Ich habe schließlich nicht den ganzen Tag Zeit!“

Auf dem Rückweg nach Schleinitz liegt der „Wachturm“ auf dem Armaturen Brett. Annett Berger will die Zeugin Jehovas nicht enttäuschen, die ihr das Heft nach jedem Einkauf mit mildem Lächeln reicht. In Moritz fegt schneidender Wind ins Auto, kaum ist die Klappe oben. „Hier zieht’s immer“, sagt die Kundin mit Kopf- tuch noch vor der Begrüßung. Sie ist über neunzig Jahre alt. Unsi- cher setzt sie auf dem festgefahrenen Schnee einen Hausschuh vor den anderen, die linke Hand an der Theke, die rechte am Gehwa- gen. „Soll ich rauskommen und helfen?“, fragt Annett Berger. Aber die Frau will selbst bis zum Verkaufsfenster gehen und ihren Korb hochreichen. Annett Berger sucht die richtigen Pralinen heraus, packt Wellfleisch ein und Äpfel aus Schleinitz. Der nächste Super- markt sei in Nünchritz, sagt die Alte, während sie den Korb auf den Rollator stellt. Sie zeigt die Hauptstraße hinunter. Auf der Fahr- bahn stehen zwei Rehe. «





GHAWI GEGEN GOLIATH

In den von Israel besetzten palästinensischen Gebieten tobt ein Kampf um jeden Quadratmeter Land. In Ostjerusalem versuchen jüdische Siedler Fakten zu schaffen, indem sie Häuser von Palästinensern in Besitz nehmen. So wollen sie eine künftige Teilung der Hauptstadt unmöglich machen. Die Familie Ghawi lässt sich das nicht kampfflos gefallen.

**Text: Patrick Hemminger
Fotos: Mario Wezel**

Es könnte so einfach sein. Zwölf, vielleicht dreizehn Schritte über die Straße, die Stufen der Eisentreppe hoch, die Türe öffnen und Nasir Ghawi wäre zu Hause. Es könnte so einfach sein. Aber wenn Ghawi morgens aufwacht, liegt er in einem Zelt aus schmutzigen olivgrünen und weißen Lastwagenplanen, und wenn er auf die Straße tritt und hinüber blickt zu seinem Haus, sieht er die israelischen Flaggen dort am Balkongeländer hängen.

Sheikh Jarrah ist ein Stadtteil im arabischen Osten Jerusalems, der Hauptstadt Israels. In dem Viertel um die Othman ben Afan Straße stehen 23 Häuser, meist niedrige Flachbauten. In dreieinhalb von ihnen leben seit einiger Zeit orthodoxe jüdische Siedler.

Sie haben uns vertrieben, sagen die Palästinenser. Und sie fälschen dafür Dokumente.

Wir holen zurück, was uns früher gehört hat, sagen die Siedler. Und unsere Dokumente sind echt.

Seit 2002 versuchten radikale Israelis, das Haus der Ghawis zu übernehmen. Einmal hatten sie es für ein paar Monate geschafft, und die Familie lebte auf der Straße. Einmal hat Nasir Ghawi zugeschlagen und eine Gruppe Siedler verjagt.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sie zum dritten

Mal zu den Ghawis kamen, die seit 1956 in dem Haus lebten. Nasir Ghawis Vater Abdel Fatah und seine sieben Brüder mit ihren Familien, insgesamt 37 Menschen. Es war Sommer und noch etwa zehn Minuten bis zum Morgengebet. Ghawi hatte geahnt, dass es irgendwann soweit sein würde und hatte Wache gehalten wie jede Nacht. Dann hatte er seinen Schlafanzug angezogen und war zu Bett gegangen, draußen wurde es bereits hell. Wenige Minuten später weckte ihn Lärm von der Straße. Ghawi stand auf und ging zu der schweren Haustüre aus Eisen. Von der anderen Seite hörte er eine Stimme, die auf hebräisch rief: „Nasir, ich weiß, dass du da bist. Geh ein paar Schritte zurück, wir sprengen jetzt die Türe auf!“ Augenblicke später explodierten vier Sprengsätze, in jeder Ecke des Türrahmens einer, und die Eisentüre flog ins Haus. Eine Spezialeinheit der Polizei stürmte herein und nahm die Familie mit. Packen durften sie nichts, die Möbel landeten auf der Straße. „Ich konnte die Kleider mitnehmen, die ich anhatte und meinen Gehstock“, sagt Abdel Fatah Ghawi. Nasir ist sein jüngster Sohn. Wäh-

rend seine Brüder sich Wohnungen in der Stadt nahmen, schlug der 46-Jährige ein Zelt auf, gegenüber von seinem Haus. Das war im August des vergangenen Jahres. Seitdem rückte die Polizei mehrere Male an und nahm das Zelt mit. Ghawi blieb. Metallstangen, zusammengenagelte Bretter und die Äste eines Baumes halten nun die Lastwagenplanen zusammen. Sie bieten ein wenig Schutz vor dem Wind, der die Straße entlang bläst und den Staub in die Augen treibt. Eine Matratze liegt auf dem Asphalt, daneben stehen ein Feldbett und ein Fernseher ohne Kabel. Ghawi ist Drucker von Beruf, seine Druckerei liegt in Ram, einem Dorf kurz hinter dem israelischen Sperrwall. Wenn er einen guten Auftrag bekommt, fährt

er dorthin und arbeitet. Sonst ist er hier. Immer.

Dutzende Male, so erzählt Ghawi, griffen Siedler ihn und seine Familie an, schlugen auch seine Frau Maisoun und die fünf Kinder. Als es Winter wurde, mietete er für sie eine kleine Wohnung. Er selbst schläft noch immer fast jede Nacht im Zelt. Alleine ist er nie, das wäre ihm zu gefährlich. Oft ist Aiman dabei, sein ältester Sohn, junge Israelis oder Ausländer, die sich in Nichtregierungsorganisationen (NGOs) engagieren, Nachbarn, Bekannte oder Verwand-



Kleiner Schauplatz eines großen Konfliktes Im Stadtteil Sheikh Jarrah in Ostjerusalem bestimmt der Hass zwischen Palästinensern und Israelis den Alltag

te. Vor dem Zelt brennt in einer rostigen Eisentonnen ein Feuer. Ghawi sitzt auf einem weißen Plastikhocker und stochert mit einem Brecheisen in der Glut. „Ich will einfach mein Haus zurück. So lange werde ich jeden Tag hier sitzen“, sagt er. In den zuckenden Schatten der Flammen scheinen die Falten in seinem Gesicht tiefer als sonst. In seinem dichten schwarzen Bart sind erste graue Haare zu sehen, ihm fehlt ein Schneidezahn. Ghawi spricht und bewegt sich langsamer als die Menschen um ihn herum. Ein bisschen so, als liefe sein Leben in Zeitlupe ab. Vielleicht liegt es an dieser Ruhe, dass die anderen ihm vertrauen und die jungen ihn mit „Scheich“ ansprechen. Aber die langsamen Bewegungen und sein gewaltiger Bauch täuschen. Ghawi hat den braunen Gürtel in Karate. Ein silberner Geländewagen hält vor dem Haus, ein älterer Siedler steigt aus, schwarzer Anzug, weiße Haare, nur einen Arm. „Der da drüben“, sagt Ghawi und zeigt mit dem Kinn in die Richtung des Mannes. „Der kam neulich zum Zelt und wollte es einreißen. Aber kurz darauf rannte er heulend weg.“ Er lacht kehlig.

die Chance nicht nutze, wenn ich sie bekomme“, vollendet er den Satz. Aiman blickt in die Flammen. Das Mobiltelefon in der Tasche seiner hellgrauen Trainingshose vibriert. Eine SMS vom Krankenhaus. „Ich soll so schnell wie möglich kommen“, sagt er mit ruhiger Stimme und geht zu seinem Auto. Er hat seit achtzehn Stunden nicht geschlafen.

Die Hoffnung der Bewohner von Sheikh Jarrah fährt einen schwarzen VW-Geländewagen mit braunen Ledersitzen. Hatim Abu Ahmad ist Palästinenser mit israelischem Pass, er ist Anwalt, und er ist gut. Er war mal einer der besten Boxer des Landes. Eigentlich ist er Fachmann für Wirtschaftsrecht, doch als er vor fünf Jahren nach Jerusalem kam, hörte er von Sheikh Jarrah, den Vertreibungen, den Siedlern. Die nächste Frage beantwortet er, noch bevor sie gestellt ist. „Ich helfe den Familien schlicht, weil ich es kann“, sagt er. Geld nimmt er dafür keines. „Wenn ich in der freien Wirtschaft arbeite, ist mein Stundensatz *sehr* hoch. Ich kann mir das leisten.“ Dabei legt sich die Haut um seine Augen in viele kleine Lachfalten, die Mundwinkel bewegen sich kaum. Abu Ahmad trägt gerne Armani. Er lacht gerne, streut in das Gespräch hier und da lustige Anekdoten aus seiner Studentenzeit in den USA ein.

Und doch ist da etwas Hartes in seinen weichen Augen, etwas Lauerndes. Etwas, das einem sagt, dass man Abu Ahmad nicht als Gegner haben möchte. Nicht vor Gericht und nicht im Boxring. „In Israel vor Gericht Recht zu bekommen, ist eine Frage der Strategie. Man kann hierzulande Recht haben, aber mit der falschen Strategie trotzdem verlieren“, sagt er. Für einen Palästinenser gilt das gleich mehrfach. Nachdem Abu Ahmad seinen ersten Boxkampf gegen einen Juden verloren hatte, nahm ihn ein Trainer zur Seite und sagte: „Wenn du gegen einen Juden gewinnen willst, darfst du den Kampfrichtern keine Wahl lassen. Du musst fünf Mal so gut sein wie er.“ Im Rückkampf schlug er seinen Gegner in der zweiten Runde K.o.. Hier wisse jeder, dass die Dokumente gefälscht seien, mit denen die Siedler Anspruch auf Häuser und Grundstücke erheben, sagt er. „Aber in den Archiven sind immer die Sachen nicht zu finden, die die Palästinenser brauchen, um zu

beweisen, dass sie Recht haben.“ Deshalb hat er seine Strategie geändert, und zum ersten Mal seit Jahren scheinen die Anwälte der Siedler verunsichert. Denn Abu Ahmad geht auf K.o.: Wenn er demnächst für die Nachbarsfamilie Diab in den Ring steigt und gewinnt, „dann könnte das auf alle ähnlichen Fälle in der Stadt Einfluss haben“, sagt er.

Jeden Freitagnachmittag treffen sie alle zusammen. Nasir Ghawi und seine Nachbarn, Maya Wind und bis zu vierhundert andere junge, linke Israelis, alte Friedensaktivisten wie der Schriftsteller Uri Avnery auf der einen Seite, die Polizisten und Siedler auf der anderen. Die Demonstranten halten Plakate hoch mit dem

Slogan „End the occupation“, und rufen „One two three four occupation no more!“ Knapp zwanzig Polizisten warten auf einem Hügel und geben sich locker. Der Einsatzleiter steht breitbeinig am Fuße des Hügels. Glatze, Sonnenbrille, die muskulösen Arme hat er vor der Brust verschränkt. Die Siedler laufen mit nervösiegegessenerem Blick zwischen Demonstranten und Polizisten hindurch.

Nach einer Stunde greift sich der Einsatzleiter einen Lautsprecher und fordert die Demonstranten auf

zu gehen. Als Antwort schallen ihm Trillerpfeifen entgegen. Zwei weiße Reisebusse fahren vorbei, die Touristen halten Handykameras und Fotoapparate gegen die Scheiben. An der Absperrung zur Othman ben Afan Straße gibt es einen kleinen Tumult. Alle rennen hin, Demonstranten und Polizisten durcheinander, Schimpfwörter, Fäuste, Festnahmen. Immer wieder kommen jetzt Siedler aus der nahen Synagoge, ihr Weg führt mitten durch die wütende Menge. „Diebe!“, brüllen die jungen Menschen und „Du sollst nicht stehen!“

Viele Siedler haben Kinder dabei. Schon die Kleinsten tragen traditionelle Kleidung, die Mädchen Röcke, die Jungen schwarze Anzüge, die Haare an ihren Schläfen sind zu Locken aufgedreht. Verstört und verständnislos blicken sie gegen eine Wand aus Menschen, die brüllt und spuckt. Sie hassen uns. Weil wir Juden sind. Das werden ihnen die Eltern erklären, wenn sie nach dem Warum fragen. Und dann werden sie anfangen, die Palästinenser zu hassen. Weil sie Palästinenser sind. «



Warten auf Gerechtigkeit Muhammad Sabagh vor dem Haus seines Nachbarn Nasir Ghawi, in dem seit Monaten israelische Siedler wohnen. Die Palästinenser leben mit der ständigen Demütigung durch die Flaggen ihrer Feinde

Von Angesicht zu Angesicht
Die Anwesenheit der Siedler ist für die Palästinenser eine ständige Provokation. Und manchmal kommt es auf der Othman ben Afan Straße zu wüsten Beschimpfungen und Fausthieben zwischen den Feinden. Von der Polizei haben die Palästinenser keine Hilfe zu erwarten





„Ein wenig Bosheit – und der Mensch bereitet dem Menschen die Hölle. Ein wenig Mitgefühl, ein wenig Großzügigkeit – und der Mensch bereitet dem Menschen das Paradies.“

Amos Oz, israelischer Schriftsteller

»kann das«, sagt sie. Ob die Dokumente der Siedler gefälscht sind oder nicht, ist für sie bei diesem Streit nicht wichtig. „Egal wer Recht hat – derzeit gibt es ein Recht auf Rückkehr für Israelis, nicht aber für Palästinenser.* Und das geht nicht. Wir müssen alle Menschen hier im Land gleich behandeln“, sagt Wind.

Am oberen Ende der Othman ben Afan Straße steht schon seit Stunden ein Polizeiauto. Nach Einbruch der Dunkelheit fährt es jede halbe Stunde die Straße hinunter und wieder hinauf. Blaulicht zuckt über die Häuserwände und das Zelt. Nach ihrer dritten Fahrt stellen die Polizisten das Auto ein paar Meter oberhalb des Zeltes quer zur Fahrbahn. „Wenn die Siedler uns nachts angreifen wollen, halten die Polizisten sie manchmal zurück. Aber manchmal lassen sie sie einfach machen“, sagt Ghawi. Er drückt seinem dritten Sohn Abdallah ein paar Münzen in die Hand. Mit der Faust umklammert der Neunjährige das Geld und rennt los, zusammen mit seinen Brüdern Adam, viereinhalb, und Muhammad, zwölf. Maisoun Ghawi spielt im Zelt mit Sarah, der zweijährigen Tochter. Davor sitzen die Männer, starren in die Flammen, rauchen schweigend oder trinken Tee aus Plastikbechern, die sie ins Feuer werfen, wenn sie leer sind. Salih Diab legt ein engmaschiges Drahtgitter auf die Eisentonnen und kocht in einer rußgeschwärzten Kanne frischen Tee. Maisoun Ghawi legt arabische Brotfladen daneben, bis sie knusprig braun sind. Die Kinder kommen zurück, rote Gesichter und außer Atem, mit einer Tüte voller Falafelbällchen. Das Fett trieft durch das rosafarbene Papier. Maisoun Ghawi füllt die heißen Brotfladen mit Falafel und Gemüse, reicht sie herum. Jeder, der vor dem Zelt sitzt, zeigt: Wir lassen uns hier nicht vertreiben. Immer wieder kommen Freunde und Bekannte vorbei, auf ein kurzes Gespräch, eine Zigarette, einen Tee. Die Freunde von Aiman, Ghawis ältestem Sohn, nutzen das drahtlose Internet eines der benachbarten Häuser.

Ghawi steht ein paar Schritte vom Feuer und den anderen entfernt, sein bärtiges Gesicht liegt zur Hälfte im Schatten. Er will ein paar Dinge loswerden. „Die Vertreibung war das wichtigste Er-

eignis in meinem Leben. Als die Spezialeinheiten der Polizei meinen Sohn geschlagen haben...“, er spricht nicht weiter, schaut in den Nachthimmel über Jerusalem. Er ist doch der Kämpfer hier im Viertel, er muss doch stark sein. Was da in seinen Augen glänzt, könnten Tränen sein. Ghawi hat seine Familie nicht beschützen können, er hat verloren gegen einen Gegner, gegen den er nie eine Chance hatte. Trotzdem kann er nicht einfach gehen, obwohl er Angst hat. „Eines Tages könnten die Siedler schießen, um meinen Kampf zu beenden. Ich liebe das Leben, aber wenn Gott es beenden will, dann ist es so“, sagt er. Es klingt nicht, als wäre er mit seinem Gott ganz im Reinen. Ghawi ist im Krieg, und er ist bereit, Opfer

zu bringen: Um das palästinensische Viertel zu bewahren, nimmt er es in Kauf, die Erziehung seiner Kinder zu vernachlässigen. „Das ist weniger wichtig“, sagt er so leise, dass seine Frau und die Nachbarn ihn nicht hören können.

Nach dem Essen verabschiedet sich einer nach dem anderen. Auch Ghawi schläft heute in der Wohnung. Die Nächte in der Kälte haben ihm zu schaffen gemacht, er ist müde und hustet. Als es auf Mitternacht zugeht, sitzt nur noch der achtzehn Jahre alte Aiman am



Ruhe vor dem Sturm Freitagnachmittag nahe der Othman ben Afan Straße: Die Polizisten geben sich entspannt. Doch die nächste Auseinandersetzung mit linken israelischen Demonstranten steht kurz bevor

Feuer, brät Esskastanien und zieht alle Viertelstunde eine neue Rothmans aus der Zigarettenschachtel, um sich wach zu halten. Auch Aiman musste schnell erwachsen werden. Er ist ausgebildeter Grafikdesigner und hilft seinem Vater in der Druckerei, auf dem College lernt er Chefkoch und arbeitet in der Notaufnahme eines Krankenhauses als Rettungssanitäter. An manchen Tagen hat er kaum Zeit zum Essen, zum Schlafen erst recht nicht. Er erzählt von Männern, die, von mehreren Kugeln getroffen, unter den Händen seiner Kollegen sterben und davon, dass er nach Irland darf, wenn am College die Noten stimmen. Kurz stockt sein Redefluss. Eine Siedlerin geht auf der anderen Straßenseite vorbei. Er steht auf, schaut ihr hinterher, ruft „Nutte!“ mit seiner tiefsten Stimme, setzt sich wieder und erzählt weiter. Möchtest Du weg aus Israel, Aiman? „Ich wäre dumm“, sagt er, zieht an seiner Zigarette, schweigt, und legt einen neuen Holzsplit ins Feuer, „wenn ich

* Seit der israelischen Staatsgründung 1948 wurden zahlreiche Palästinenser vertrieben. Nach Angaben der Vereinten Nationen leben derzeit mehr als 1,3 Millionen Flüchtlinge in Lagern in den arabischen Nachbarländern. Insgesamt gibt es mehr als 4,7 Millionen palästinensische Flüchtlinge, ihr Recht auf Rückkehr ist einer der umstrittensten Punkte bei Friedensverhandlungen.

„Langsam fürchte ich, selbst wenn der Frieden morgen einträte, selbst wenn wir irgendwann zu einer gewissen Normalität zurückkehrten, könnte es für unsere vollständige Genesung schon zu spät sein.“

David Grossmann, israelischer Schriftsteller

Ein kleiner Sieg, der keiner ist, nur Wut und Ohnmacht ein wenig dämpft. Sie sitzen hier, Tag für Tag, Ghawi, sein Nachbar Salih Diab mit den traurigen Augen, der vor einer Woche von den Behörden ein Schreiben bekam, dass er sein Haus räumen soll. Muhammad Sabagh, der müde ist von der ewigen Angst, Nabil al-Kurd, der so voll Wut ist, weil Siedler in einen Anbau seines Hauses zogen. Meistens schaut er weg, aber manchmal kann er das nicht mehr. Er brüllt einen Siedler an, der durch das Gartentor tritt. Der Mann trägt eine ausgebeulte braune Fleecejacke und eine weiße Kippa, die religiöse Kopfbedeckung der Juden. Seine Schläfenlocken hängen ungekämmt vom Kopf. „Raus hier! Verschwinde!“ Al-Kurds Stimme überschlägt sich, das Gesicht ist verzerrt vor Wut, seine rechte Faust umklammert mit weißen Knöcheln einen Stock, den er immer wieder hebt. Er schlägt nie zu, aber spuckt seinem Feind ins Gesicht. Blass fummelt dieser mit zitternden Fingern ein Handy aus der Innentasche seiner Jacke. „Jetzt rufen sie wieder die Polizei“, sagt Maisoun Ghawi. Die Palästinenser erzählen, das lief jedes Mal gleich ab: Die Polizisten kommen, glauben den Siedlern alles und uns nichts, verhaften nie einen von denen, sondern immer einen von uns.

Die Siedler wollen nicht reden. „Ich spreche nur mit Gott“, sagt einer, zeigt in den Himmel und lacht. „Ich spreche kein Englisch“, sagt ein anderer in feinem Oxford-Akzent. „Hebräisch. Hebräisch“, antworten die meisten. Nur einer ist bereit zu sprechen. Bedingung: Kein Name, kein Foto, kein Aufnahmegerät, keine Notizen. Er ist mit seiner Frau zu Besuch hier in Sheikh Jarrah. Eigentlich wohnen sie in Westjerusalem, seit sie vor einigen Jahren aus Amerika auswanderten. „Nach dem, was ich über die Sache hier gelesen habe, lief alles korrekt ab. Die Juden haben die Häuser doch gekauft, in denen sie jetzt wohnen“, sagt er. Dass Palästinenser aus ihren Häusern vertrieben wurden und auf der Straße lebten, kann oder will er sich nicht vorstellen. „Das gibt es hier nicht. Wir haben doch Polizei, die würde den Menschen helfen“, sagt er und wirkt dabei völlig ehrlich. Einer, der hier wohnt, ergänzt wütend: „Wir waren zuerst hier. Wir haben die Palästinenser doch als Arbeitskräfte hergeholt.“

Maya Wind hat wenig Zeit, vielleicht spricht sie deswegen so schnell. Die Israelin sieht ihr Land, das sie liebt, „zur Hölle gehen“ und will sich damit nicht abfinden. Sie verlor die meisten ihrer Freunde, weil sie sagt, was sie denkt. Wind ist zwanzig, sieht aber älter aus mit ihren streng zurück gebundenen Haaren. Das Leben hat fast nichts Mädchenhaftes übrig gelassen in ihrem Gesicht. „Man wird schnell erwachsen hier“, sagt sie. Wind arbeitet für drei NGOs, kämpft für die Palästinenser und setzt sich für Frauenrechte ein. Jeden Freitag, dem ersten Tag des Wochenendes in Israel, demonstriert sie gegen die Siedler in Sheikh Jarrah.

Für die meisten Juden in Israel ist Wind eine Verräterin. Ihre

Großmutter überlebte den Holocaust in Deutschland und kam nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ins Land. Ihren Kindern und Enkeln bläute sie ein, Juden seien immer Opfer. „Wir wachsen in Furcht auf. Die Israelis sehen sich nicht als Täter, sondern wieder als Opfer“, sagt Wind. „Das entschuldigt nichts. Aber es erklärt vieles.“ Sie wuchs auf in Gilo, einer israelischen Siedlung im Ostteil der Stadt, ging auf eine religiöse Schule und dachte bis kurz vor ihrem Abitur genau so: Sie hassen uns. Eines



Kurzer Besuch vor einer langen Nacht Allein sind Maisoun und Nasir Ghawi (v.l.) in ihrem Kampf nicht. Ihr Zelt ist Treffpunkt für Freunde und Nachbarn. Sie spenden Trost und helfen auch mal bei Prügeleien mit den Siedlern

Tages unterhielt sie sich mit einer Palästinenserin, danach begann sie, Fragen zu stellen, stritt sich mit ihren Eltern und Freunden. Als sie zur Armee sollte, weigerte sie sich und kam ins Gefängnis. Nach vier Monaten wurde sie im April des vergangenen Jahres entlassen. Begründung: Wind sei psychisch nicht ganz gesund. „Das ist ihre Art, Wehrdienstverweigerer loszuwerden. Denn wenn mit uns etwas nicht in Ordnung ist, muss sich die Armee nicht selbst hinterfragen“, sagt sie. Wind wurde in ihrer eigenen Gesellschaft zur Außenseiterin. Inzwischen fühlt sie sich bei den Palästinensern willkommener als bei den Israelis.

Wind stellt sich ständig Fragen, stürzt sich in Arbeit, vielleicht weil die Antworten zu schwer sind für jemanden, der gerade zwanzig geworden ist. „Es sind gute Menschen in der Armee. Wie kann sie dann schlecht sein? Mein Vater war Soldat, und er hat getötet. Er ist aber ein guter, ein moralischer Mensch. Wie geht das zusammen?“, fragt Wind. Sie will Antworten, und sie will die israelische Gesellschaft verändern, so wie sie sich selbst geändert hat. „Jeder“

„DANKE SCHÖN, DAS

A photograph of a woman with long brown hair, wearing a black top and a light-colored cardigan, standing on a stage in a theater. She is looking towards the audience. The stage is lit, and there are red curtains in the background. The audience is visible in the foreground, mostly in silhouette, looking towards the stage. The theater has ornate wooden paneling.

Jedes Jahr bewerben sich bis zu tausend junge Männer und Frauen am Max Reinhardt Seminar in Wien. In wenigen Minuten muss das Talent sich zeigen: Nur ein Dutzend von ihnen erhält einen Studienplatz an der Schauspielschule. Wer das Auswahlverfahren überstehen will, braucht Nerven

Text: Mathias Becker
Fotos: Felix Schmitt

WAR'S!



„Bitte treten Sie einen Schritt zurück.“ Beim kurzen Vorstellungsgespräch sehen die Kandidaten nicht viel von den Juroren. Das Rampenlicht blendet zu sehr. Kandidatin Nummer 29 schafft es in Wien nicht. Eine Woche später klappt es dann – in Salzburg

Als der Vorhang fällt, ist es Abend in Wien, und im Wintergarten fließen Sekt und Freudentränen. Frank Sinatra singt „My Way“ und die vier, die es geschafft haben, werden von den älteren Semestern in die Arme genommen und küssen einen grünen Gummidrachen wie einen Pokal.

Die Vorstellung ist vorbei. Das Max Reinhardt Seminar hat vier neue Studenten. Anna Blumer ist eine von ihnen. Eigentlich ist ihr rundes Gesicht hell wie Porzellan. Jetzt glühen die Wangen: 110 Kandidaten sind angetreten, 106 rausgeflogen. Sie nicht.

Acht Semester lang wird sie lernen, was ein Schauspieler braucht – von Theatergeschichte bis Bühnenfechten. Ein Leben für das Spielen, um vom Spielen zu leben. Anna Blumer schreit es heraus: „Ich fühl' mich wie betrunken!“

Im Flur vor dem Sekretariat klingen Musik und Jubel dumpf, als hätte man Watte in den Ohren. Schweigend sitzen hier die fünf Kandidaten, die kurz vor dem Ziel gescheitert sind. Unbeweglich, die Augen aufgerissen, die Blicke verlieren sich im Raum.

Wochenlang haben sie sich auf diesen Tag vorbereitet. Haben Stücke gewälzt und Rollen gewählt. Haben Texte gelernt und Szenen geprobt. Und als es darauf ankam alles gegeben.

Als sie nach der dritten Bewerbungsrunde aufgerufen werden, dürfen sie noch an ein Happy End glauben. Man führt sie in einen großen Konferenzsaal, wo Klaus Maria Brandauer und zwei weitere Jury-Mitglieder warten. Zehn Schritte bis zum Tisch, hinsetzen.

In der letzten Runde, sagt Brandauer, seien die Unterschiede zwischen den Bewerbern kaum wahrnehmbar. Trotzdem müsse eine Entscheidung her. Man habe an diesem Tisch schon viele große Talente nach Hause geschickt. Dann schickt er auch sie nach Hause.

„Egal.“ Jetzt, wo er es hinter sich hat, versucht Johannes Übler sich an einem Lächeln. Mit 17 war der hoch gewachsene Coburger der jüngste Kandidat. Er wird es wieder versuchen, an vielen Schulen. Jetzt geht er erstmal in den Wintergarten und holt sich ein Bier.

Am Vortag hatte die Sonne dem Frost schon früh am Morgen getrotzt. Eine schweigsame Karawane zog von der U-Bahnstation Schönbrunn in Richtung Schloss. Männer und Frauen – Anfang, Mitte 20. Aufmerksam musterten sie einander, als sie ihre Rucksäcke und Reisetaschen über den Schlosshof Richtung Theater trugen. Manche wagten ein schüchternes „Hallo“.

Beim Eintritt durch die schwere Holztür werden sie zur Nummer. Anna Blumer zu „Kandidatin Nummer 12“ und Johannes Übler zu „Kandidat Nummer 200“. Bis zum Ende der Aufnahmeprüfung werden sie die Zahlen wie Namen tragen. Denn wie jemand heißt, verrät manchmal etwas über seine Herkunft, und das könnte die Jury beeinflussen. Also geben die Bewerber ihre Familiengeschichte am Eingang ab wie einen Anorak an der Garderobe.

Wenn sie überhaupt erscheinen. „Diesmal sind's wenige“, sagt Andrea Bily. Die Sekretärin am Max Reinhardt Seminar sitzt hinter einem Laptop im Foyer und notiert, wer antritt. Mehr als 250 E-Mails mit Anmeldungen hat sie in den vergangenen Monaten »

Nach der Aufnahme werden die Kandidaten zu Nummern. Der Name soll die Jury nicht beeinflussen.

» erhalten, 110 Kandidaten tröpfeln im Laufe des Morgens ins Gebäude. „Im Februar kommen bis zu 300“, sagt sie. Wirklich stressig wird es erst beim zweiten Vorsprechen im Sommer. „Einmal standen hier 700 Leute vor der Tür.“ Beim ersten Termin werden drei oder vier Studenten ausgewählt, beim zweiten noch mal acht oder neun. Macht zusammen zwölf pro Jahrgang. Im September beginnt das Semester.

„Manchmal geht das Drama schon hier draußen los“, sagt Andrea Bily. Mal komme einer zu spät, oder irgendwem passe etwas nicht am Ablauf. Diesmal sei keiner barfuß oder im Rüschenhemd à la Mozart gekommen, sagt sie. Es klingt, als sei sie ein wenig enttäuscht darüber, als sie sich wieder einem Stapel Zettel zuwendet: 110 Blatt Papier liegen vor ihr, jeder Kandidat hat aufgeschrieben, welche vier Rollen er vorbereitet hat. Andrea Bily füttert den Computer mit Namen. Auch diesmal wird „Romeo“ wieder unter den Spitzenreitern sein und „Luise“ aus „Kabale und Liebe“. Neben „Woyzeck“ und „Emilia Galotti“.

Der geringe Andrang an diesem Februararmorgen täuscht: „Die Bewerberzahlen steigen“, sagt Hubertus Petroll, der die Schauspielerschule leitet. Normale Statur, graumeliertes Haar zu grauem Sakko. Ein unauffälliger Typ, wären da nicht diese wachsamen Augen.

„Einige Bewerber sind sicher von Castingshows beeinflusst“, sagt der Professor. Doch wer Glanz und Glamour erwarte, sei an der falschen Adresse. Viele kleine Bühnen kämpfen ums Überleben. Und wer ein festes Engagement ergattern kann, steigt mit einem Gehalt von 1 500 Euro ein. Brutto. Ein hartes Geschäft, in dem die Wiener Absolventen vergleichsweise gut dastehen: 85 Prozent von ihnen finden Arbeit auf der Bühne. Natürlich gibt es auch Karrieren, die zum Träumen einladen. Die von Jury-Mitglied Brandauer zum Beispiel, der am Wiener Burgtheater Erfolge feiert und zugleich in Hollywood ein bekanntes Gesicht ist. Oder die von Christoph Waltz. Der ehemalige Schüler des Max Reinhardt Seminars wurde für seine Nebenrolle in Quentin Tarantinos „Inglourious Basterds“ mit Preisen überhäuft. Die Krönung war vor kurzem der Oscar. Aber: „Die meisten Schauspieler halten sich mit kurzfristigen Projekten über Wasser“, sagt Hubertus Petroll.

Mittlerweile ist es Mittag geworden, und Sonne fällt durch die ho-

hen Fenster ins Theaterfoyer. Zigarettenrauch steht im Raum wie Nebelschwaden. Wie lange man warten muss, bis man auf die Bühne darf, hängt von der Nummer ab: Bei Anna Blumer, der 12, geht es schnell. Bis die 200, Johannes Übler, aufgerufen wird, vergehen Stunden.

Zeit, die einem endlos vorkommen kann. Einige der Wartenden haben sich bei Aufnahmeprüfungen an anderen Schulen kennengelernt und plaudern jetzt gegen die Aufregung an. Anderen scheint gar nicht nach Smalltalk zu sein. Stumm bevölkern sie Bänke und Boden und schlummern oder blättern in Reclam-Heften.

Oder tragen große Kopfhörer. Botschaft: „Sprich mich nicht an!“

Stumme Generalproben vor ein paar Spiegeln. Ein großer Blonder macht Tai Chi, ein anderer marschiert rastlos durch den Raum, das Hämmern aus seinen Ohrstöpseln hört auch, wer ein paar Meter neben ihm steht. Eine Stimmung wie in einer Bahnhofshalle.

Drinne geht es eher zu wie beim Check-in am Flughafen. Abfertigung in fünf Minuten. Manchmal in acht. Das Tempo will nicht so recht zur üppig-barocken Pracht des Saals passen: Mannshohe Kronleuchter hängen

unterm Freskenhimmel, dicke Engel schmücken den geschwungenen Balkon. Über der Bühne erinnert ein Doppeladler an den Glanz der Doppelmonarchie: Kaiserin Maria Theresia ließ das Theater Mitte des 18. Jahrhunderts bauen.

350 Zuschauer hätten auf roten Samtbezügen Platz. Jetzt lümmeln nur ein paar Schauspielschüler in den hinteren Parkettreihen. Ganz vorne auf dem abgedeckten Orchestergraben sitzen die fünf Juroren an einer langen Tischreihe.

Wird ein Kandidat hereingeführt, stellt er sich vor ihnen auf. Dabei postieren sich die meisten so, dass die Scheinwerfer sie nicht blenden – und sie ihren Richtern in die Augen sehen können. „Treten Sie bitte einen Schritt zurück!“ Mit klangvoller Stimme bittet Hubertus Petroll die Kandidaten in den Lichtkegel, wo sie blinzeln wie beim Verhör.

Bis in den Abend hinein wechseln sich klassische Figuren mit modernen ab und komische mit dramatischen. Robespierre folgt auf Gudrun Ensslin, die heilige Johanna auf Malvolio aus Shakespeares „Was ihr wollt“. Der Schüler Moritz Stiefel aus „Frühlings“



Lufftholen Wer erst am Nachmittag im Schlosstheater von Schönbrunn vorsprechen muss, zieht ab zu einem Stadtbummel

Auftakt Nach der Begrüßung der Bewerber macht sich Stimmung wie in einer Bahnhofshalle breit. Es wird gelesen, gedöst und vor allem gewartet





Finale Eine Prüfung folgt auf die nächste: Improvisation, Gespräch, Gesang und Rollenentwicklung sind nach dem Vorsprechen dran – bis Hubertus Petroll den wenigen Ausgewählten in seinem Büro mitteilt: geschafft!

*Abschiedsworte eines Kandidaten:
„Ich wollte noch sagen: Ich spiel' Ihnen alles!“*

»Erwachen« von Frank Wedekind ist auf dem Weg in den Selbstmord. Und Margot Peter aus Klaus Chattens „Sugar Dollies“ plaudert im breitesten Thüringisch über ihr Leben in der DDR.

Einige Bewerber lassen sich vom Bühnentechniker im blauen Kittel einen Tisch und einen Stuhl bringen. Anderen sind die Möbel nur im Weg. Einige schlüpfen in Stöckelschuhe oder Kniebundhosen, bevor sie loslegen. Andere agieren ohne Kostüme, als hätten sie Verkleidung nicht nötig.

Kandidatin Nummer 12, die am Abend wieder Anna Blumer heißen wird, braucht nur einen Apfel. Als Robert Musils Tonka beißt sie immer wieder vor Wut über den lieblosen Verlobten in das Obst. Den Butzen schmettert sie auf die Bretter, dass die Kerne fast bis auf den Jurytisch spritzen.

Die 200 braucht nicht einmal eine Pistole, um Eindruck zu schinden: Er mimt einen Amokläufer, der sich wie in Zeitlupe auf den Showdown im Lehrerzimmer vorbereitet.

Ob der Jury ein Beitrag gefällt oder nicht, bleibt ungewiss. Nur der Griff zum Wasserglas durchbricht bisweilen ihre Versteinigung. Einzig Klaus Maria Brandauer springt ein paar Mal auf: Irgendwo im Mantel vergraben klingelt leise sein Handy.

„Danke schön!“ Mit diesem Wort beendet Hubertus Petroll jeden Auftritt. Jedes Mal im gleichen Tonfall. Keine Nuance unterscheidet Petrolls Dankeschöns.

Nummer 66, ein großer Blonder, mimt den Caliban aus Shakespeares „Der Sturm“ mit röchelnder Stimme und verlässt die Bühne mit den Worten: „Ich wollte noch sagen: Ich spiel' Ihnen alles!“ Danke schön. Als die 114 als Mephisto einen Blackout hat, gibt Petroll ihr eine zweite Chance: „Dorian Gray“. Wieder Blackout. Danke schön.

Bevor sie den Saal verlassen, schicken einige noch ein schnelles „Wiedersehen!“ in Richtung Jury. Als könne das den Lauf der Dinge beeinflussen. Andere verharren einen Augenblick unschlüssig im Rampenlicht – bis Petroll sie aus dem Saal fegt: „Das war's!“

Vielen Kandidaten merke er an, dass sie bei einem Trainer waren, sagt Hubertus Petroll später. „Das muss alles sehr groß sein und wirkt dann oft aufgeblasen.“ Es gehe schon um große Gefühle, aber wer spielt, müsse eine Beziehung herstellen zwischen der Rolle und sich selbst. „Bei sich bleiben“, nennt Petroll das und meint:

„Wenn ich einen Soldaten spielen soll, muss ich den Soldaten in mir suchen.“

Bis zum Nachmittag des zweiten Tages sind die beiden Vorrunden beendet. Aus 110 hoffnungsvollen Kandidaten hat die Jury erst 17 und dann neun gemacht. Gemeinsam ziehen die Finalisten jetzt zum Palais Cumberland. Der Sitz der Schauspielschule liegt in Wurfweite zum Schloss Schönbrunn. Eine Villa wie für Riesen gebaut – ist doch alles an ihr zu groß geraten: Säle, Türen, Spiegel, Kamine.

Draußen im Garten kommen sie an einem vorbei, der es geschafft hat: Bernd-Christian Althoff, ein blonder Siegfried mit leuchtendgrünen Augen, sitzt hier auf einer rostigen Hollywoodschaukel und fischt mit den Fingern in einem Olivenglas. Er ist Student im dritten Jahr.

Elf Mal hat er damals vorgesprochen. Von Hamburg bis München hat er Juroren mit dem Köpfen schütteln sehen und sagen hören: „Das ist nicht ihr Ding!“ Beim zwölften Mal – in Wien – hat es geklappt. „Ich hab' anderthalb Stunden lang hier auf dem Rasen gelegen und geheult.“

Drinne geht es in die letzte Runde: Zwei Hausmeister scheuchen die neun verbliebenen Bewerber von einem Raum zum nächsten: Gesangsunterricht, Improvisation, Rollengestaltung, persönliches Gespräch. Die Kandidaten singen Tonleitern, klatschen Rhythmen, entwickeln kleine Szenen. Fragen nach Theatertheorie parieren sie mit dem Namen „Stanislawski“. Offenbar hat sich herumgesprochen, dass der das Standardwerk verfasst hat.

Zwei Stunden vergehen, bis die Jury ihre Entscheidung fällt. Im Palais Cumberland werden Pizzakartons und Zigarettenschachteln geleert. Dann zieht endlich einer die erste Bierdose auf. Ein Zettel an der Wand verrät: Später gehen alle zum „Frischfleischfestle“ bei Valerie.

In seinem Büro spricht Hubertus Petroll die erlösenden Worte zu den vier Auserwählten: „Wir wollen sie auf diesem steinigem Weg begleiten.“ Vor dem Fenster brechen die älteren Semester in Jubel aus.

Im Konferenzsaal versüßt Klaus Maria Brandauer den kurz vor dem Ziel Abgewiesenen den Abschied mit zwei Fünfgigern: Morgen geht das Leben weiter. Heute sollen sie einen trinken gehen. «



IN MANCHEN STECKT MEHR, ALS MAN DENKT

„VIELE MACHEN KEINE NÄHEREN ANGABEN“

Interview: Dagny Riegel, Fotos: Christina Franzisket (3)



Professor Arnulf Stenzl (54) ist ärztlicher Direktor der Universitätsklinik für Urologie in Tübingen. Er arbeitet seit dreißig Jahren als Arzt und hat schon eine Menge kurioser Fremdkörper aus dem Unterleib von Patienten geholt

Herr Professor Stenzl, was sind das für Fundstücke, die Sie aus Menschen herausholen?

Zum einen finden wir immer wieder Gegenstände, die durch Unfälle oder Vergesslichkeit in den Harnleiter oder die Blase gelangt sind, von Kathetern bis hin zu Projektilen. Zum anderen aber auch Fremdkörper, die durch Patienten selbst eingeführt wurden, beispielsweise Bleistifte, Kugelschreiber, Kerzen, Kabeldrähte.

Kabeldrähte, das klingt ja nicht so spektakulär.

Naja, wenn diese zum Beispiel über einen halben Meter lang sind, wird die operative Entfernung aufwändiger. Ich habe im Rektum schon elektrische Zahnbürsten gefunden, und selbst, Kleintiere wie Hamster werden in Kondomen in verschiedene Körperhöhlen eingeführt. Wir behandeln aber auch Unfälle

durch zweckentfremdete Staubsauger, die den Penis beim Ansaugen regelrecht zerhacken.

Experimentieren die Menschen zu saisonalen Anlässen wie Karneval oder Weihnachten besonders viel?

Eigentlich beobachten wir keine saisonale Häufung. In jüngster Zeit mussten wir allerdings einen männlichen Patienten behandeln, der sich eine Weihnachtskerze in die Harnröhre eingeführt hatte. Durch die Körperwärme und die Harnsäure ist die Kerze zwar anfangs teilweise geschmolzen, nach ein paar Tagen musste der Patient dann doch in unsere Klinik kommen, und wir haben die Kerze am Docht entfernt.

Versuchen die Patienten zu erklären, wie so etwas passiert ist?

Meistens ja, wobei häufig Ausreden vorgebracht werden. Vielen Patienten ist die Situation aber so unangenehm, dass sie keine näheren Angaben machen.

Wie kriegen Sie die Sachen wieder raus?

Wir verwenden in den meisten Fällen endoskopische Verfahren. Bleistifte stecken oft im kurvigen Verlauf der männlichen Harn-

röhre fest und können hierbei auch zerbrechen. Eine Methode zur Zerkleinerung bieten kleine Lasersonden. Vor kurzem mussten wir eine verhakte Kugelschreibermine mit dem Endoskop erst von der Harnröhre in die Blase schieben und vor der Entfernung herumdrehen.

Kommen auch Frauen in ähnlichen Notfällen zu Ihnen?

Ich erinnere mich an eine Patientin, in deren Vagina und Blase Hühnerknochen steckten, das ist aber eher die Ausnahme. Teilweise werden weibliche Patienten auch von unseren Kollegen in der Gynäkologie betreut. In den meisten Fällen handelt es sich jedoch um männliche Patienten, die teilweise unter Alkohol- oder Drogeneinfluss Fremdkörper zur Befriedigung einführen.

Kommt so etwas oft vor?

Nicht so häufig, in der Regel nur alle paar Wochen.

Mussten Sie schon Prominente von solchen Fremdkörpern befreien?

Ja, in meiner Zeit in Los Angeles behandelte ich einen bekannten Schauspieler, der sich eine Cola-Flasche ins Rektum geschoben hatte. Ihm war das eigentlich nicht peinlich, er war eher sehr darauf bedacht, dass der Fall nicht an die Öffentlichkeit gelangt.

Medizinische Fundstücke: Das Messer steckte nach einem Unfall in der Leiste. Der Zahnstocher musste aus der Harnröhre entfernt werden, und der Bohrer hatte den Hodensack durchstoßen



„OHNE RISIKO KEINE ENTWICKLUNG“

Interview: Jan Söfjer

Derzeit umsegeln die beiden 16-jährigen Mädchen Jessica Watson und Abby Sunderland alleine die Welt. Noch hält Michael Perham den Titel als jüngster Weltumsegler aller Zeiten, den er Zac Sunderland, Abbys Bruder, abgenommen hat. Die 14-jährige Niederländerin Laura Dekker wäre am liebsten schon vor Monaten aufgebrochen. Doch ein Gericht hat das bisher wegen ihres jungen Alters untersagt. Der Psychologe für Extremsport, Professor Dr. Henning Allmer von der Deutschen Sporthochschule Köln, erklärt, was diese Jugendlichen antreibt.



Was treibt Jugendliche Weltumsegler an?

Vor allem das Bedürfnis, als erste außergewöhnliche Leistungen zu vollbringen. Sie wollen soziale Anerkennung.

Die verhinderte niederländische Weltumseglerin Laura Dekker ist 14. Kann es sein, dass ein Mädchen in diesem Alter einer solchen Herausforderung gewachsen ist?

Ich würde es nicht so sehr am Alter festmachen. Es hängt vielmehr stark davon ab, welche Erfahrungen ein Mensch gemacht hat. Und wie stark er in seinem Selbstbewusstsein ist. Von außen muss man aber schauen, ob die Selbsteinschätzung eines Menschen realistisch ist.

Laura Dekker wurde auf See geboren, als ihre Eltern um die Erde gesegelt sind.

Dann kennt sie diese Lebenswelt, und es wird deutlich, warum sie den Eltern nacheifern möchte.

Im Gegensatz zur Mutter unterstützt der Vater die Pläne. Treibt er seine Tochter aus Ruhmsucht in eine zweijährige Isolation?

Im Einzelfall kann ich das nicht bewerten. Es ist aber im Allgemeinen ein Phänomen, dass Eltern bisweilen ihre Kinder als Mittel benutzen, um ihre eigenen fehlgeschlagenen Träume zu kompensieren.

Ist Risikoverhalten auch eine inspirative Kraft?

Nicht in jedem Alter. Aber zur eigenen Persönlichkeitsentfaltung gehört mehr als ein sicheres Leben, es gehören auch Risiken dazu. Wenn jemand jedes Risiko meidet, weil er fürchtet, etwas könnte schief gehen, ist er irgendwann handlungsunfähig. Deswegen suchen manche Menschen nach Bereichen, in denen kalkulierbares Risiko noch möglich ist.

4 PUNKTE ZU WENIG

Karin Schütz* hätte niemals gedacht, dass es sie treffen würde. Als Schwerbehinderte genießt sie einen besonderen Kündigungsschutz. Doch bei der „Sozialauswahl“ wurde anders gerechnet

Text: Mathias Becker
Fotos: Mario Wezel

Am Tag, als sie ihre Kündigung erhält, hat Karin Schütz

eigentlich ganz andere Sachen im Kopf. Die Hochzeit ihres Neffen am kommenden Wochenende zum Beispiel. Da liest sie die E-Mail ihres neuen Abteilungsleiters: „Hallo Frau Schütz, kommen Sie doch bitte um halb elf in mein Büro.“ Sie ahnt, was das bedeutet. Bei ihrem Arbeitgeber, einem großen Technologieunternehmen, stehen Kündigungen an. Die Krise hat es längst bis Ostwürttemberg geschafft.

Karin Schütz klemmt sich einen Block unter den Arm und macht sich auf den Weg. „Die können dich gar nicht rauswerfen“, sagt sie sich. Nach drei Bandscheibenvorfällen kann sie nicht länger als sechs Stunden im Büro sitzen. Grad der Behinderung: 80. Wer ihr kündigen will, braucht die Einwilligung des Integrationsamts.

Der Abteilungsleiter sagt, sie solle es nicht persönlich nehmen. Ihr Name stehe auf seiner Liste. Der 31. Juli 2010 sei ihr letzter Arbeitstag. Ob sie nicht in eine Transfergesellschaft gehen wolle, ein Jahr Fortbildung, drei Viertel des letzten Gehalts kassieren. „Ich gehe zu einem Anwalt“, sagt Karin Schütz. Transfergesellschaft, das weiß sie, bedeutet: Man geht \circ ziell freiwillig und hübscht so die Kündigungsstatistik auf.

Als sie zurück ins Büro kommt, liegt eine Kollegin schon auf der Krankenstation. Sie hat die gleiche E-Mail bekommen und ist umgefallen – der Kreislauf.

Später wird Karin Schütz erfahren, dass ihr vier Punkte fehlen, um bleiben zu dürfen. Einen bekommt sie für jedes Lebensalter, macht 50 Punkte. Für 20 Jahre bei der Firma gibt es 40 Punkte. Sind zusammen 90. Weitere zehn Punkte verdankt sie ihrer Behin-



derung. Sie kommt auf 100 Punkte und muss gehen. Eine Kollegin hat 104. Sie wird weiter beschäftigt. Kinder hätten auch zehn Punkte gebracht, aber die Söhne von Karin Schütz sind schon erwachsen. Dass man mit 100 Punkten gehen muss und mit 104 nicht, nennt man „Sozialauswahl“.

Seit jenem Tag ist das Klima im Büro vergiftet. Früher gab es Obst, wenn jemand Geburtstag hatte oder Butterbrezeln. Jetzt sprechen sie

in der Abteilung kaum noch miteinander. Zwei Kolleginnen haben gar ihre Freundschaft beendet, nachdem eine von ihnen die Kündigung erhalten hat. Eine andere kam zu Karin Schütz und fragte: „Was machst du denn noch hier?“ Manchmal fragt Karin Schütz sich das auch.

„Zuerst habe ich gehofft, das Integrationsamt würde nicht zustimmen“, sagt sie. Wer einer Schwerbehinderten kündigen will, braucht das Einverständnis der Behörde, so steht es im Sozialgesetzbuch. Nur wenn der Betriebsrat seine Zustimmung gibt, kann darauf verzichtet werden.

Eine Mitarbeiterin des Integrationsamtes kommt in die Firma, um zu prüfen, ob es Alternativen zur Kündigung gibt. Doch da hat der Betriebsratsvorsitzende den Rauswurf schon abgesegnet. Begründung: Es könne nicht sein, dass nur „Normalen“ gekündigt werde. Große Unternehmen sind verpflichtet, Menschen mit Behinderung zu beschäftigen. Fünf Prozent der Belegschaft müssen es sein. Offenbar hat jemand im Unternehmen gemerkt, dass man über der Quote lag.

Als Karin Schütz vor mehr als dreißig Jahren den Beruf der Kauffrau lernt und später heiratet, gibt es gute Gründe zu glauben,

* Name von der Redaktion geändert

– GEFEUERT!

Seit die Kündigungen ausgesprochen wurden, ist das Klima im Büro vergiftet

dass es dabei bleiben wird: Dieser Ehemann, dieser Beruf, vielleicht sogar dieser Arbeitgeber. Dann werden ihre Söhne geboren und sie gibt die Arbeit auf, will ganz für die Kinder da sein.

Als die Jungs keine Kinder mehr sind, sucht sie sich wieder einen Job – und findet ihn bei einem Technologieunternehmen. Auf ihrem Schreibtisch landen Produktreklamationen von Kunden. Sie prüft die Ware auf Schäden und gibt sie weiter zur Reparatur.

Fünf Jahre später geht das mit dem Rücken los. Die Wirbel TH1 und TH2 scheuern aufeinander, und um das zu verhindern, stecken die Ärzte ihr zwei Schrauben in den Rücken. Der Eingriff kann die drei Bandscheibenvorfälle nicht abwenden. Einmal ist ihr Nerv so eingeklemmt, dass ihr rechtes Bein für ein paar Wochen gelähmt ist. Fortan schluckt sie Cortison, das ist gut für die Gelenke, aber es schwemmt den Körper auf. Und Ibuprofen, das lindert die Schmerzen, greift aber den Darm an. Vier Mal im Jahr geht sie zu einem Chiropraktiker, der schiebt ihr eine ellenlange Nadel in den Rücken. Trifft er den Nerv, lindert das die Schmerzen für ein paar Monate. Sie lernt mit der Krankheit zu leben. Ihr Mann lernt es nicht.

Karin Schütz merkt früh, dass etwas nicht stimmt. Er streitet alles ab, bis es nichts mehr abzustreiten gibt. Sie trennen sich, er geht zu seiner Geliebten. Sie bleibt bei den Söhnen.

Als ihr Ältester zur Uni will, sucht sie sich einen Zweitjob – trotz Krankheit. In einem Restaurant führt sie die Gäste an den Tisch, das macht der Rücken gerade so mit. „Ich komme aus einer Familie, in der man füreinander da ist“, sagt Karin Schütz.



Zukunft ungewiss Nach ihrem Rauswurf steht Karin Schütz vor einem Scherbenhaufen. „Das Schlimmste ist der Verlust des Selbstwertgefühls“, sagt sie

Sie kann nicht verstehen, warum es keine andere Lösung gegeben haben soll als die Kündigung. Eine, die sie davor bewahrt, nach 15 Monaten Arbeitslosengeld als Hartz-IV-Empfängerin dazustehen. Und vor den Magenkrämpfen, die sie bekommt, wenn sie an ihre Zukunft denkt.

Was soll aus der Wohnung werden, die sie vor zwei Jahren gekauft hat? Zweieinhalb Zimmer, zentrumsnah. Zinsen zahlen, wenn sie künftig von Hartz IV

leben muss: unmöglich. Verkaufen geht auch nicht: Die Preise sind im Keller, am Ende bliebe ein Schuldenberg.

Das Schlimmste aber sei der Verlust des Selbstwertgefühls, sagt sie. „Ich habe zwei Söhne großgezogen und mein Leben lang gearbeitet. Jetzt frage ich mich: Kannst du überhaupt irgendwas? Wer braucht dich eigentlich?“

Das Unternehmen begründet den Personalabbau mit Umsatzeinbrüchen. Man habe Kurzarbeit und Altersteilzeit eingeführt, Weihnachts- und Urlaubsgeld gestrichen. Die Kündigungen seien trotzdem notwendig. Und so verschantzt sich der Firmenanwalt beim ersten Termin vor Gericht hinter Verlautbarungen: Transfergesellschaft oder Abfindung, sie könne sich entscheiden. Sie solle sich keine großen Hoffnungen machen, sagt der Anwalt von Karin Schütz.

Beim Integrationsamt stapeln sich zur Zeit die Anträge auf Entlassung von Schwerbehinderten. Es sind doppelt so viele wie noch vor zwei Jahren. 80 Prozent werden bewilligt. „Man sieht Ihre Behinderung ja fast gar nicht“, sagt die Frau vom Integrationsamt zum Abschied zu Karin Schütz. „Sie finden sicher wieder was.“ «

RAUSWURF MIT ANSTAND

Interview: Mathias Becker



Dr. Rolf Siedler, 53, arbeitet als Betriebsseelsorger bei der Diözese Stuttgart. Zu ihm kommen Menschen, die unter ihrer Arbeit oder ihren Kollegen leiden. Vom Burn-out-Patienten bis zum Kündigungsoffer: Siedler berät und vermittelt Kontakte. Die Entwicklung der Arbeitswelt erfüllt ihn mit Sorge.

Herr Siedler, wenn die Wirtschaft am Boden liegt, haben Sie Konjunktur. Spüren Sie die Krise?

Ich spüre, unter welchem Druck die Menschen stehen. Bei uns sind die Arbeitslosenzahlen zwar einigermaßen stabil. Aber viele Zeitverträge werden nicht verlängert und viele Leiharbeiter, zum Beispiel aus Mecklenburg-Vorpommern, werden nach Hause geschickt. Die landen dann dort in der Arbeitslosenstatistik. Auffällig ist auch, wie sich die Art zu kündigen verändert.

Da gibt es Unterschiede zu früher?

Gerade in letzter Zeit kriege ich unglaubliche Dinge mit. Mitarbeitern einer Frühschicht wurde um drei Uhr nachts gekündigt. In einem Fall hat der Chef beim Rauswurf gesagt: „Einen faulen Apfel muss man zeitig aussortieren.“ Ich finde: Wenn man schon kündigen muss, dann doch mit Anstand.

Rauswurf bleibt doch Rauswurf!

Aber es gibt viele Möglichkeiten, den Abschied einigermaßen fair zu gestalten: ein Sozialplan, gute Zeugnisse oder Weiterbildung zum Beispiel. Außerdem haben die Mitarbeiter ein Recht zu erfahren, was mit ihnen passieren wird. Ich kenne einen Fall, da stand die Belegschaft am Montagmorgen vor verschlossenen Türen. Der Chef hatte ihnen nichts von der Insolvenz der Firma erzählt und die Werkshalle übers Wochenende räumen lassen. Die Kündigung gab's per Post. Das ist verantwortungslos.

Es heißt, wir müssen uns daran gewöhnen, nicht mehr nur einen Job im Leben zu machen.

Ja, ja, das elfte Gebot: Flexibilität. Aber es wird übersehen, welche Kosten das verursacht. Wer ein Unternehmen verlässt, nimmt ja Know-how mit. Und jemand, der neu dazu kommt, kennt nicht mal die Kollegen. Das Privatleben leidet sowieso. Ich sehe das bei meinem Sohn. Der arbeitet jetzt für ein Jahr in Berlin, dann geht er für ein Jahr nach Köln. Seine Freundin ist im gleichen Zeitraum in München und Paris. Wenn das ganze Leben auf diese Weise in Episoden zerfällt, spielen Beziehungen irgendwann keine Rolle mehr. Wozu auch?

Ihr Sohn findet sein Leben sicher auch aufregend!

Sicher, das ist es ja auch. Aber er ist auch noch jung. Nur: Auf Dauer kann das nicht funktionieren. Der Mensch ist anders gestrickt. Er braucht Beziehungen – ganz banal – zum Abbau von Stress. Und irgendwann will man ja auch mal eine Familie gründen. Wie soll das gehen, wenn man nie weiß, was in ein paar Jahren sein wird? Die Folgen dieser Entwicklung erlebe ich jeden Tag. Ob Mobbing, Sucht, oder Burn-out-Syndrom: Für viele wird die Angst zum ständigen Begleiter.

KING HENRY

AUS DEM LABOR GERETTET

Text: Arwen Möller

Eine sechsstellige Nummer ist in sein Schlappohr tätowiert. Henry ist ein reinrassiger Beagle. Doch seine Papiere zeigen keinen Stammbaum, keinen Zwingerort, keinen Züchter. Henry ist ein Laborbeagle. Nummeriert und mit Impfbescheinigung wurde er vor knapp drei Jahren aus einem Versuchslabor entlassen. Da war er zwölf Monate alt und eines von rund 2,5 Millionen Versuchstieren in Deutschland, unter ihnen 4 794 Hunde. Die meisten sind reinrassige Beagles, eine englische Jagdhundrasse, die schon der ein oder anderen königlichen Jagdgesellschaft bellend voraus rannte.

Heute ist seine Residenz eine helle Dachwohnung bei Ravensburg. Dort gibt er den King, lässt seine Pfote von der Armlehne seines Chefessels hängen. Die Aufwartung dürfen Katze Sissi und Golden Retriever Hündin Nelli machen. Die beiden waren die Einzigen, zu denen er sofort Vertrauen hatte. Mit viel Geduld hat das auch Beate Ganzer, Henrys neue Besitzerin, geschafft.

„Lieb, verschmüst, verfressen“, nennt sie ihren Beagle. Duldsam, robust und verträglich werden Beagles auch beschrieben. Das

„WAHNSINN, WIR HABEN ÜBERLEBT!“

Text: Agnes Fazekas

Als Isabella Hiebl noch einmal hoch schaut, öffnet sich der weiße Hang wie ein Reißverschluss. Knapp zweihundert Meter wären es noch gewesen bis zum Dürrenstein. Vor Isabella und ihrem Freund Jens sind an diesem sonnigen Tag schon 25 Skitourengeher den Hang hinauf gestiegen. Aber jetzt wälzt sich der Traumschnee auf einer Breite von 300 Metern ins Tal – und die beiden können nur noch warten, bis die Masse sie mitreißt.

Das Paar läuft in T-Shirts und ohne Handschuhe als Hiebl bemerkt, dass an der Kante über ihr der ganze Hang reißt. „Aber wir gehen ja nach rechts“, denkt sie noch. Ihr Freund ist schneller: „Schau, dass du wegstommst!“ Er schreit.

Doch da kleben die Felle unter den Skiern, Bindung und Schuhe sind zum Gehen geöffnet. Jens rutscht im Pflug nach links. Hier ist es nicht so steil. Fieberhaft überlegt Hiebl, was zu tun ist. Skier und Stöcke wegwerfen oder besser behalten? Sie fährt sicherer als ihr Freund und stürzt im Schuss in die andere Richtung. „Da kommen wir nicht mehr raus!“ Ihre Oberschenkel fangen an zu zittern, fast kippt sie vornüber. „Jetzt nur nicht fallen.“ Sie bremst, geht in die Hocke und wartet auf den Schnee, der wie Lava den Berg hinab kriecht. Sie ist ganz ruhig. Das Licht schillert, sie denkt ans Wellenreiten. „Das ist wie eine fette Schaumwalze, ich muss nur gut taktieren, dann überleb ich das.“



macht sie zur idealen Versuchshunderasse. Haben sie ausgedient, entlassen Institute jedes Jahr schätzungsweise 800 Laborbeagles in die Freiheit. Mehrere Vereine kümmern sich um die Tiere, holen die Versuchshunde ab und vermitteln sie an erfahrene Tierfreunde. Doch die Welt außerhalb des Labors ist für diese Hunde erstmal ein Schock. Henry zum Beispiel drückte sich in die hinterste Ecke seines Transportkäfigs, als der Kofferraumdeckel zur Freiheit aufsprang. Panik. Er kannte keine Autos, keine Straßen, keine Wiese, keine Häuser oder Wohnungen. Kein normales Hundeleben. Bei ihr zu Hause, erinnert sich die 49-jährige Beate Ganzer, kackte und pinkelte er überall hin. Wie viele Laborbeagles war Henry nicht stubenrein.

An zwei Leinen samt Brustgeschirr brachte sie Henry das Gassi-Gehen bei. Er zog, bellte, schnüffelte ohne Unterlass. Vierzig Minuten für hundert Meter. Danach war das Tier fertig, denn seine Muskeln waren keine Bewegung gewohnt und seine Pfoten kannten weder Jahreszeiten noch Asphalt oder Gras. Die Folge: Krallenvereiterung. Der Tierarztbesuch muss für Henry ein Déjà-vu gewesen sein. „Der Mann im weißen Kittel, das war für ihn ein totales Trauma“, sagt Beate Ganzer. Sie weiß nicht, in welcher Versuchsreihe Henry eingesetzt wurde. Niemand außerhalb der Labore weiß, welche Tests mit den freigegebenen Beagles gemacht wurden.

Meist sind es toxikologische, pharmazeutische oder zahnmedizinische Tests, die an Versuchshunden durchgeführt werden. Wie auch immer – es müssen Männer gewesen sein. Vor ihnen hat Henry bis heute Angst. „Meinen Mann hat er ein Jahr lang nur verbellt“, erzählt Beate Ganzer. Dann, eines Tages, setzte sich der Hund neben Richard Ganzer und ließ sich streicheln. In den freien Jahren seines Hundelebens hat sich Henry entspannt. Stubenrein ist er zwar immer noch nicht. Aber er bewegt sich ohne Angst in der Wohnung, springt draußen so schnell, wie ihn seine kurzen Beine nur tragen. Und wenn er Wild wittert, rennt er mit „Spurlaut“ der Fährte nach. Abends räkelte Henry sich vor dem Kaminfeuer, ganz der King in seinem Chefsessel. Wie jeder ganz normale Hund.

Als die Masse sie nach gefühlten zwei Minuten endlich erreicht, setzt sie sich auf den Bug der Lawine wie auf eine Kloschüssel. Und schwimmt mit. Bis zur Hüfte im Weiß. Irgendwann hängt das Ungetüm in einer Mulde. Hiebl kann sich befreien.

Ihr Freund landet im Zentrum der Schneeflut: Die Lawine wirft ihn einfach um, reißt ihm den Rucksack vom Leib, die Ski, die Stöcke. Er schleudert mit wie in einer Waschmaschine. Aber dann findet er sich auf dem Rücken wieder und sieht sogar Licht durch den Schnee. „Halb so wild“, denkt er noch. Im nassen Schnee liegt er wie einbetoniert. Aus der Senke erkennt Hiebl nur ein Meer von eisigen Klumpen. „Mir wurde klar: Mein Freund ist da drin!“ Ein Kubikmeter Nass-Schnee wiegt bis zu 300 Kilogramm. Mit einem dumpfen Geräusch setzt sich der Schnee noch einmal.

Beim nächsten Atemzug ist auch der Mund voll davon. Jens wird ohnmächtig. Er trägt einen Höhenmesser mit Uhr, acht Minuten liegt er jetzt schon unter den Brocken. Sie werden fast zu seinem Grab. Vier Männer der Bergwacht Berchtesgaden, die



zufällig den Abgang der Lawine mitbekommen haben, orten Jens mit ihren Suchgeräten unter dem Schnee. Als sie ihn ausgegraben hatten, war sein Gesicht voll Blut, weil er sich in der Lawine auf die Zunge gebissen hatte. Außerdem hatte er Prellungen am ganzen Körper und ein gerissenes Außenband im Knie.

„Als ich begriff, dass Jens außer Lebensgefahr war, sah ich das Ganze nur noch als Riesenattraktion: Vierzig Leute standen da rum. Drei Hubschrauber, ein Rudel Hunde. Wahnsinn, wir haben überlebt!“

„EIN ENDE IST EIN NEUBEGINN“

Interview: Johan Kornder

Peter Neururer, 54, ist deutscher Fußballtrainer und damit ein Raus-Prof. In der 1. und 2. Bundesliga wurden in der Saison 2009/2010 bis März 2010 schon 24 Trainer entlassen. Unter ihnen auch Peter Neururer. Ein Gespräch über unfreiwilligen Urlaub

Herr Neururer, wie oft sind Sie schon rausgeworfen worden?

Noch nie. Das muss differenziert werden. Ich wurde immer nur beurlaubt.

Das letzte Mal wurden Sie am 29. Oktober 2009 vom MSV Duisburg in den Urlaub geschickt. Was haben Sie am Tag danach gemacht?

Na, ich habe einen Kurzurlaub auf Mallorca gebucht, um Freunde zu besuchen. Zum Abspannen.

Sie sind recht urlaubserfahren. Sind Sie schon abgestumpft oder ist eine Beurlaubung jedes Mal aufs Neue ein Schlag?

Das hängt immer von den Umständen ab. Ob es überraschend ist, oder ob es sich abzeichnet hat. In unserem Geschäft ist das ja ein normaler Prozess. Leider. Aber ein Ende ist auch immer der Start für einen Neubeginn.

Dennoch schmerzt jeder Rauswurf.

Es schmerzt dann, wenn ich das Gefühl habe, erfolgreich und gut gearbeitet zu haben. Wenn man wegen irgendwelcher Animositäten irgendwelcher Manager oder Präsidenten entlassen wird, nagt das schon sehr an einem. Man sollte sich jeden Tag hinterfragen, und das mache ich auch. Aber wenn es so läuft wie zum Beispiel damals auf Schalke, als ich die Mannschaft von unten nach oben führte und dann letztendlich den großen Erfolg nicht mehr miterleben durfte, das tut weh.

War die Entlassung auf Schalke die Schlimmste von allen?

Eindeutig. Mir wurde einen Tag vorher noch ein neuer Vertrag angeboten – und dann bin ich aus heiterem Himmel beurlaubt worden. Aber so ist es halt.



Gab es auch eine „angenehme“ Trennung in Ihrer Karriere?

Am wenigsten schlimm war es bei Hertha BSC. Da war alles vollkommen perspektivlos. Da war es wie eine Befreiung.

Eigentlich keine schlechte Situation. Als beurlaubter Trainer bekommen Sie weiter Gehalt und Siegerprämien ausbezahlt, da können Sie doch entspannt zuhause sitzen und sich über den Erfolg des neuen Trainers freuen.

Natürlich freut man sich darüber, wenn die Mannschaft gewinnt. Das hat aber damit zu tun, dass man das Team zusammengestellt hat. Da bleibt die Bindung zur Mannschaft. Das Finanzielle ist vollkommen uninteressant.

Was macht ein arbeitsloser Trainer?

Ich sehe zu, dass ich meinen Informationsstand aktuell halte, reise viel ins Ausland, schaue mir Spiele an. Ansonsten fröne ich meinen Hobbys: Harley fahren und Golf spielen. Im Winter fahre ich Ski.

Haben Sie einen Tipp für einen Trainer, der das erste Mal rausgeworfen wird?

Ruhig bleiben und grundsätzlich, egal was vorgefallen ist, niemals schmutzige Wäsche waschen. An dieser Stelle zitiere ich Otto Rehagel, der sagte: „Man ist erst ein guter Trainer, wenn man einmal entlassen worden ist.“



„MEIN KARMA HAT ERST EINMAL ANDERES VOR“

Interview: Thomas Krause

Axel Berg, 51, war elf Jahre lang Bundestagsabgeordneter – der einzige SPD-Politiker mit einem Direktmandat in Bayern. Zur Wiederwahl im September 2009 fehlten ihm in seinem Wahlkreis München-Nord rund 1500 Erststimmen

Wann wurde Ihnen klar, was die Wahlniederlage für Sie bedeutet?

Als ich am Wahlabend um 18.05 Uhr die erste Hochrechnung gesehen habe, hat es mir schon die Füße weggehauen. Klar hat man als Politiker ein Amt auf Zeit und muss auch mit Niederlagen rechnen. Trotzdem hatte ich keinen Plan B.

Wie sind Sie mit der Demütigung fertig geworden?

Da habe ich schon zwei, drei Wochen gebraucht. Ich bin ein sehr geerdeter Mensch und konnte ja erhobenen Hauptes gehen: Nur Christian Ströbele und Karl-Theodor zu Guttenberg hatten ein besseres Verhältnis von Erst- zu Zweitstimmen.



Hätten Sie im Nachhinein etwas anders gemacht?

Mein größter Fehler war wohl, dass ich mich zu wenig um die Netzwerke innerhalb der Münchner SPD gekümmert habe. Sonst hätte ich wohl einen besseren Listenplatz bekommen.

War das Scheitern für Sie auch eine Befreiung?

In gewisser Weise schon. Als Politiker bekommt man Drohungen oder wird von Leuten verfolgt. Man arbeitet auch permanent 70 Stunden die Woche. Da kommt manchmal schon so ein Hamsterrad-Gefühl auf. Das ist jetzt weg. Und ich muss den Spagat zwischen meinen eigenen Überzeugungen und den demokratisch notwendigen Kompromissen nicht mehr hinbekommen.

Haben Sie der Politik endgültig den Rücken gekehrt?

Ich weiß es nicht. Ich muss jetzt erst einmal Geld verdienen wie jeder andere Bürger auch. Vielleicht wollte der liebe Gott nicht, dass ich zwischen die Meckerer auf der Oppositionsbank gerate. Oder mein Karma hat mit mir erst einmal anderes vor als Politik.



BESONDERES KENNZEICHEN:

WEISSE HAUT

Mitten in Südafrika gibt es einen Ort, an dem die Apartheid überlebt hat. In Orania sind schwarze Kinder für einen weißen Fünfjährigen ein ungewohnter Anblick. Denn Schwarze dürfen die Wüstenenklave nicht betreten

Text: Agnes Fazekas
Fotos: Hanna Lenz



Kuchen für alle Der Freitagabendmarkt von Kleingeluk soll die geschlossene Gemeinschaft stärken. Die Familien sitzen in engen Grüppchen und kaufen sich gegenseitig Backwaren und Süßigkeiten ab

Ein Mädchen in Surfshorts geht vor einem Sandhügel in die Knie. Die Steppe badet im Abendlicht, verwandelt sich in eine zartrosa Zauberlandchaft. Fünzig Kilometer weit sieht man über die Karoo, so flach ist die Halbwüste. Ein bisschen Gestrüpp, ein Dutzend Springböcke, viel mehr Halt findet das Auge nicht. Das Mädchen ist gerade elf geworden. Ihr Poloshirt ist pinkfarben, auf der rosa Bermuda steht: Beach Babe. Sie trägt einen Ohrenschutz, einen schwarzen Halfter mit Revolver und einem Nahkampfmesser, so lang wie ihr Unterschenkel. Mit beiden Händen hält sie eine 9mm-Halbbauautomatik. Rechte Hand Feuerhand, die linke Hand unterstützt.

Es ist Mitte Februar und in Kapstadt feiern heute Tausende den Tag, an dem Nelson Mandela vor zwanzig Jahren aus dem Gefängnis entlassen wurde: das Ende der Apartheid. 900 Kilometer sind es auf der Schnellstraße N1 nach Norden, ins Landesinnere – mit dem Auto zehn Stunden, mit dem Kopf eine Zeitreise von mindestens zwei Jahrzehnten.

1990 suchten vierzig Buren-Familien nach einem Ort, den ihnen keiner streitig macht. Sie fanden ihn in der Einöde. Die N1 klebt auf dem flachen Land, als ob eine Flugzeugpiste aus dem wolkenlosen Himmel gefallen wäre – und im Nirgendwo aufgeschlagen, ewig gleich, karg und karstig. Der Asphalt flimmert.

Die Mandelbäumchen, Feigen und Pflirsiche scheinen nur eine weitere Luftspiegelung der Karoo-Wüste zu sein. Aber Orania ist eine Oase. Für schlechte Verlierer. Für Menschen mit sehr viel Angst. Für Weiße, die ihre Vorfahren verehren: die niederländischen Einwanderer auf dem großen Treck.

Das Mädchen in den Surfshorts beugt sich nach vorne. Die Arme gestreckt, zielt sie einige lange Sekunden, dann drückt sie ab. Zehn Schüsse. Zehnmal reißt der Rückstoß an dem schmalen Körper. Zweimal verfehlt sie den inneren Ring auf der Zielscheibe. Ihr Blick geht zum Vater. Der ist trotzdem zufrieden, beschreibt mit der Hand einen Kreis auf seinem Bauch und nickt. Treffer. Tot.

Orania ist ein Dorf von siebenhundert Südafrikanern, aber für seine Bewohner ist es viel mehr. Seit neunzehn Jahren versuchen sie hier die Keimzelle für einen „Volksstaat“ zu kultivieren. Den Reisepass für ihr Traumgebilde tragen sie von Geburt an eng am Körper, die weiße Haut.

„Was ist der Zweck einer Waffe?“, schreit der Vater jetzt im Feldweibelton. Das Mädchen und sein Bruder sagen nichts. Sie verzagt, er ganz still, zwei Jahre jünger. „Töten“, kläfft der Farmer Nikolaas Kirsten und haut seinem Sohn mit der flachen Hand über den Hinterkopf. Mit dunkelblauen Augen prüft er sein Gegenüber. Dann schiebt sich seine Unterlippe nach vorne und die Iris wird noch dunkler, als ob er direkt in die Seele gucken könne. Dabei ist die Welt des Nikolaas Kirsten nicht so kompliziert, lässt sie sich doch ganz einfach in Schwarz und Weiß teilen. Er war im Angola-Krieg – und er mochte es: „Dit was lekker!“, sagt er. Auf Menschen schießen? Ach, geschossen habe er viel, aber Menschen seien das nicht gewesen. Jetzt ist der Kleine dran. Seine Schwester füllt das Magazin. Der Halfter rutscht über die Bubenhöften, Vater und Schwester sehen sich an. Sie lacht verkrampft. Der Bruder atmet schwer.

Kirsten steht im Internet auf einer Liste der Spezialeinheiten des südafrikanischen Militärs. Unter der Rubrik: „Wannabes“, den Mochtregern. Das ist eine Reihe von Afrikaanern, die sich rühmen, in der Elite-Einheit gekämpft zu haben. Obwohl sie nie dabei waren. Vielleicht ist Kirsten ein Großmaul. „Spezialeinheit im Ango-

la-Krieg“, das ist radikalen Buren ein dicker Orden auf der Brust. Denn in Angola wurde geschlachtet. Wahrscheinlich war Kirsten als einfacher Soldat im Krieg wie die meisten Buren. Mit Sicherheit saß er vor neun Jahren im Gefängnis, weil er in ein Komplott verwickelt war: Eine Gruppe von Hardlinern wollte Anschläge auf schwarze Siedlungen und Nelson Mandela verüben. Kirsten half, Waffen aus einem Militärdepot zu stehlen.

Im Garten der Boshoffs duftet es nach Rosmarin und Hühnermist. Hinterm Haus haben die Kinder angefangen, einen Teich zu buddeln. Im Wohnzimmer hängt Carel Boshoff der Vierte gerade seine selbstgemachte Vollwert-Pasta über die Wäscheleine vor der Bücherwand. Sein vierjähriger Sohn dreht Gewürze durch eine Kaffeemühle, Mutter Anje zeigt dem behinderten Hendrik, wie er das Basilikum hacken soll. Seine Schwester, ebenfalls von Geburt an behindert, brabbelt vor sich hin. Hendrik spricht nicht, dafür tanzt er jetzt, weil er sich so auf sein Lieblingsessen freut. Der Älteste deckt den Tisch. Boshoff trägt rotblonde Lockenmähne und Nickelbrille. Nichts an ihm erinnert an das Bild vom militanten Buren in unanständig kurzen Pfadfinderhosen.

Das Familien-Idyll ist fast zu schön, um nicht inszeniert zu sein. Aber vielleicht ist das die Aufgabe von Carel dem Vierten, Präsident der Orania-Bewegung: Die Inszenierung.

Ein Idyll, fast zu schön, um nicht
inszeniert zu sein

Orania hat einen Bürgermeister und ein Komitee, das prüft, wer Grund kaufen darf. Polizei gibt es nicht, denn Verbrechen haben keinen Platz zwischen den Blumenbeeten und den Kirchen. Die Wappenfigur ist ein Bauernjunge, der sich die Hemdsärmel hochkrepelt. Aber eigentlich ist es immer noch Carel Boshoffs Vater, der alte Professor Boshoff, der hier die Fäden zieht. Er ist 83 Jahre alt und der Schwiegersohn von Hendrik Verwoerd.

Der Chefideologe der Apartheid wurde 1958 zum Regierungsoberhaupt gewählt. Die Idee eines isolierten „Volksstaats“ ist Verwoerds geistiges Erbe. Mit seiner Politik trieb er die Trennung»



Scharfschützin
Die elfjährige Tochter des Angola-Veteranen Kirsten liebt die Farbe Rosa und ihren Wellensittich. Ihr Vater bringt ihr beim Schießtraining bei, wie man Menschen tötet

Es sind Rechtsextreme, Ideologen und Gescheiterte, die sich in Orania sammeln

» zwischen Schwarz und Weiß voran. Als er 1966 schließlich erstochen wurde, hinterließ er das Bild eines Märtyrers in den Köpfen der weißen Elite. In Orania klagen sie manchmal: „Er war seiner Zeit einfach voraus.“

Die Boshoff-Männer sind Denker. Pfarrer wie der Alte, Lehrer und Philosophen wie seine Söhne. Carel Boshoff, der Philosoph, wohnt mit Frau Anje und den vier Kindern im Dorfkern. Er liebt selbstgemachte Pasta. Carel kennt Anje, seit sie Kinder sind. Sie ist seine Kusine.

Orania ist ein Schrebergarten, die Straßen so sauber gefegt und menschenleer, dass sogar beim Spaziergehen immer das Gefühl bleibt, gerade etwas Verbotenes zu tun. Schilder mahnen: „Ich spreche und denke Afrikaans“, oder: „Ich kaufe in Orania.“ Die Häuser aus Pappe. Die Nachbarn hinter den Gardinen wachsam. Einer rollt in einem Kleinlaster vorbei und zückt hastig die Hand zum Gruß. Auch Boshoff hebt den Arm. Bei ihm sieht es lässiger aus. Höflichkeit ist erste Bürgerpflicht.

Wenn ein schwarzer Lieferant zum Dorf kommt, werden ihm die Waren am Schlagbaum abgenommen. Nur an der Tankstelle und im „OK“-Supermarkt davor sind Menschen zugelassen, die schwarz sind oder sonstwie bunt in den Augen der Oranier. Hier weichen sich die Blicke aus. Weiße Gesichter erstarren, farbige Gesichter senken sich gen Boden. Wie früher. In den nächsten zwei Jahrzehnten, glauben optimistische Bewohner, wird die Siedlung zur Stadt anschwellen. Nach einer Umfrage der Zeitung „Beeld“ können sich schon heute sechzig Prozent der weißen Südafrikaner vorstellen, in einem unabhängigen „Afrikaaner Volkstaat“ zu leben. Die Zeitung ist eine der einflussreichsten im Land.

Bevor die Gründer um den alten Professor Boshoff das Land

für 200 000 Dollar gekauft haben, lag es brach. Eine Geisterstadt. In den Baracken lebten einmal Arbeiter, um den Damm am Oranje-Fluss zu bauen. Schon damals sollten die einfachen Leute ihr kleines Glück im ausgelagerten Dorfteil „Kleingeluk“ finden, während die Ingenieursfamilien in „Grootdorp“ lebten. Auch das haben sie beibehalten. Nur sind es heute Rechtsextreme, Ideologen und Gescheiterte, die sich in Orania zusammenscharen. Die einen wollen einen „reinrassigen“ „Volkstaat“ in einem föderalistischen Land, die anderen lechzen nach Arbeit und Zuspruch. Und wenn es nur ein „Ja“ für die weiße Haut ist. Denn auch in der weißen Minderheit macht sich Arbeitslosigkeit breit. Immer öfter fällt in dem Land, in dem einmal die Weißen herrschten, der Begriff „White Trash“: weißer Abschaum.

Im Vorbeigehen nimmt Anje Boshoff ihrem Sohn das Lateinheft aus der Hand. Der Vater gibt ihm Privatstunden. Die Buren setzen auf das Althergebrachte, auch wenn ihre Kultur gerade einmal 350 Jahre alt ist. „Ach“, sagt Boshoff, „die Elite wird sich immer selbst bewahren. Ist es nicht so?“ Er lacht. Aber eigentlich vertraut er in Bildungsfragen am liebsten dem eigenen Bruder.

Der hat noch mehr Locken auf dem Kopf als Carel, trägt ein ausgewaschenes Batik-Hemd und sieht aus wie der gute Hirte. Gleich im Gründungsjahr von Orania hat er sich um eine Volksschule gekümmert, eine Musterschule für den Musterstaat. Trotzdem gibt es noch eine zweite Schule in Orania. Für die Eltern, denen sein Bildungssystem zu modern ist. Denn Wynand Boshoff setzt auf Computer statt auf Uniformen. Er hat einen Lehrplan entwickelt, der Teamwork meidet, die starken Schüler in Ruhe arbeiten lässt, die Schwachen schwach hält. Ein Fach nennt sich Lebensorientierung. Auch aus dem Umland nehmen Schüler am



Sittenbild Blond, weiß und calvinistisch. Der Boshoff-Clan gibt in Orania den Ton an

Unterricht teil, manche virtuell. Boshoffs Lehren sollen nicht in Orania veröden. In seinem Klassenzimmer springt kein Schüler auf, wenn sich die Tür öffnet. „Das habe ich ihnen verboten“, sagt Wynand stolz. Sie sollen sich nicht stören lassen bei der Arbeit, von nichts und niemandem. Etwa vierzig Schüler sammeln sich in den drei Klassengruppen. Der Lehrer zeigt eine Spanne von einem Zentimeter, gemessen zwischen Daumen und Zeigefinger: „Ich bin so viel Rassist, der Rest ist Idealismus.“

Die Abendsonne wärmt die bunten Kissen auf Boshoffs Veranda, es gibt Espresso in bemalten Tassen, aus der Küche plappert „Radio Orania“. Auf dem Boden erzählt Hendrik, der behinderte Sohn, in Zeichensprache von seinem Schultag. Wenn er etwas mag, zeigt er seinen Daumen: In der Pause haben ihn zwei Mädchen

auf dem Skateboard über den Hof gerollt. Im Radio liest eine Frau jetzt Kindermärchen vor, auf Afrikaans. Der Radiosender wurde 2005 verboten, wegen rassistischer Äußerungen. Aber seit zwei Jahren ist „Radio Orania“ wieder on Air.

Mutter Anje ist entsetzt: In Deutschland soll es Behindertendörfer geben! „Die Leute lernen doch nichts dazu, wenn sie behinderte Menschen isolieren?“ Aber es scheint Anje Boshoff nicht zu stören, dass ihre Nachbarn Rassisten sind. „Die wollen das Gleiche wie wir.“ Sie überlegt und einen Moment friert ihr Lächeln zur Maske. „Vielleicht können sie es nur nicht so gut ausdrücken.“ Boshoffs wollen die Apartheid zurück.

Auch Bruce genießt die Abendsonne. Der Tag war heiß, fast 42 Grad. Die Arbeiter streiten oft, wenn die Hitze unerträglich wird. Er klopft sachte mit seinem Stock gegen die Zweige des Mandelbaums. Wenn die Früchte auf die Plane prasseln, klingt es in der Stille der Wüste erfrischend wie ein Platzregen. Er schiebt sich seinen Hut in den Nacken. Bald wird er fünfzig, seine Haut knautscht sich zusammen wie altes Leder. Er liebt die Details, glaubt an die Unterschiede zwischen großen Pfirsichen und kleinen, zwischen Mandel und Pekannuss. Zwischen afrikanischen Kulturen und den europäischen. Wie alle Bewohner Oranias kennt er seinen Stammbaum genau, er gehört zu den südafrikanischen „Engländern“ und hat jugoslawische Wurzeln.

Eigentlich mögen die Buren die „Engländer“ nicht. Aber dieser Kompromiss gehört zu dem, was Carel Boshoff „praktischen Idealismus“ nennt. Bruce hebt einen angebissenen Pfirsich vom Boden: „Der spinnt, isst sie immer nur halb.“ Er deutet auf einen seiner Arbeiter, einen langen Kerl mit bunt gestreiftem Sonnenhut. „Ein bisschen langsam im Kopf. Aber wir müssen hier zusammenhalten.“ Immerhin der kleinste Nenner stimmt: die Hautfarbe.

Es gibt viel Arbeit in Orania. Das gehört zum Konzept. „Selbstwerkzaamheid“ ist das Stichwort, Eigenständigkeit. Aber alles, was »



Landleben in Schwarz-Weiß
Für den Farmer und Ex-Soldaten Nikolaas Kirsten gehören seine „hässlichen Wüstenschafe“ zum weißen Teil. Schwarze sind für ihn keine Menschen

Arbeitslose und Gestrandete aus dem ganzen Land kommen auf Jobsuche nach Orania.

Die Zweiklassengesellschaft ist auch ohne schwarze Hilfsarbeiter wieder perfekt

» früher schwarze Hilfsarbeiter taten, wollen sie dann doch nicht selber machen. Für die Arbeit auf dem Feld und auf dem Bau haben sie Zeitungsannoncen geschaltet. „Viele, die kommen, sind drogenabhängig oder Alkoholiker“, erklärt Bruce, „wir bringen sie auf den rechten Weg.“ Drei Monate Probezeit für alle, auch für Weiße mit krimineller Vergangenheit. Solange sie ehrlich wirken. Gerade die Gestrandeten zieht es nach Orania. Aber nicht alle Bürger teilen ihr Paradies der offenen Türen gerne mit ihnen. Vor kurzem wurde einer der Arbeiter vertrieben. Es hieß, er habe wegen Mordes gesessen.

Auf die sicheren Straßen sind sie nämlich stolz, und es ist in der Tat etwas Besonderes für südafrikanische Verhältnisse, dass es weder Schlösser gibt, noch Polizei oder Sicherheitspersonal. Im Land werden jeden Tag fünfzig Menschen ermordet und hundertfünfzig vergewaltigt. Wer in Orania zeigen will, dass er fremd ist, muss nur die Autotür abschließen.

„Elim“, so haben die Dorfoberen das Wohnprojekt für die

Stimme des Volkes Radio Orania sendet für das Dorf, das einmal ein rein weißer Volksstaat sein will. Selbst für die Mandelernte sind nur weiße Südafrikaner zugelassen



weißen Wanderarbeiter in Kleingeluk getauft. Nach der Oase aus dem Alten Testament. Die Baracken spotten ihrem Namen: Sie sehen aus wie langgezogene Toilettencontainer. Verrottet, als ob sie tatsächlich schon Moses und seinem Volk als solche gedient hätten. Religion spielt eine große Rolle in Orania, deswegen gibt es sieben Kirchen für die siebenhundert Einwohner. Ganz einig sind sie sich hier nämlich nie. Nur eins steht außer Frage: Der Calvinismus. Nach dessen Auslegung hat Gott die Menschen in eine Gruppe der Auserwählten geteilt und eine der Nicht-Auserwählten. Die Calvinisten sind natürlich alle auserwählt.

In die Zellentüren des Wohnheims ist manchmal etwas eingeritzt: „Bitte nicht stehlen!“ Oder ein Hakenkreuz. Der 28-jährige Ryan bezeichnet sich als Christ. Deswegen glaubt er nicht an die Zukunft von Orania. Er ist der schmale Gärtner von Kleingeluk. Er glaubt an die Geschichte von Babel, an die Überheblichkeit der Menschen sich mit Gott messen zu wollen – und damit die gemeinsame Sprache zu verlieren. Als ihm ein Ast bei seiner Arbeit das Knie durchbohrte und er mit einem Bein wie ein Rugby-Ball im Krankenhaus von Hopetown lag, 40 Kilometer entfernt, besuchten ihn nur schwarze Freunde, sagt er. Sie mögen ihn in Elim, deswegen lassen sie ihn reden.

Trotzdem bleibt auch Ryan hier: Es ist die Arbeit. Aus Frauen mache er sich nicht viel und auch nicht aus Alkohol. Das ist gut, denn beides ist verboten in Elim. „Diese Männer sind geistig zurückgeblieben“, sagt die Frau des Verwalters, als ob sie taub wären. Für sie sind die Arbeiter wilde Tiere. Ryan sagt: „Hier gibt es keine Schwarzen. Jetzt sind wir die Menschen zweiter Klasse.“ In seiner Hand hält er einen Palmsetzling. Vielleicht der Anfang, die Tristesse wenigstens oberflächlich in eine Oase zu verwandeln.

Bei Stokkies, in der winzigen Bar, treffen sich regelmäßig zwei junge Frauen, um mit mindestens zehn Jungs Billard zu spielen und zu trinken. Es herrscht Frauenknappheit in Orania und die lässt sich nicht mit Technik beheben wie der Wassermangel in der Halbwüste.

Außer Stokkies gibt es die Kirche und das Freibad. Und manchmal ein Autorennen am Wochenende. Auch die Arbeiter sehnen sich schon nach dem nächsten Rennen. Ansonsten freuen sie sich noch auf den Fernsehraum und den Zahntag. 120 Rand verdient ein Arbeiter am Tag, das sind elf Euro und 50 Cent. Lebensmittel kosten im Supermarkt fast so viel wie in Deutschland. Da hilft es auch nicht, dass im Dorfladen fünf Prozent Rabatt bekommt, wer mit der „Ora“ zahlt, der dorfeigenen Währung. Im Dorfladen gibt es gefälschtes Markenparfüm, Schulhefte und einen langsamen Internetanschluss.

Boshoffs machen sich bereit. Freitagabend ist Markt in Kleingeluk, eigentlich ein Straßenfest. Zucker fürs Volk. Anje holt den

Ahnenverehrung

Für die Oranier ist Hendrik Verwoerd, Chefideologe der Apartheid, ein Säuberer. Die historischen Helden der niederländischen Vortrekker auf dem Hügel über der weißen Privatsiedlung werden regelmäßig geputzt



Unbelehrbar Vierzig Familien suchten 1990 nach einem Ort, den niemand will. Dafür machten sie die Karoo-Wüste urbar. Davida und ihr Mann gehören zu den ersten Siedlern. Die beiden verehren Hitler: „Der wollte sich auch nicht mischen“



Käsekuchen aus dem Ofen. Ihren Stand bauen die Boshoffs vor der Ladenzeile mit den genormten Schildern auf: Wäscherei, Frisör, Bücherei. Boshoffs' Nachbarn haben frittierten Kürbis und Koeksisters im Angebot, geflochtene Zöpfe aus fettem Plunderteig. Die meisten Familien sitzen in engen Grüppchen beisammen und gucken unglücklich, wenn einer der rauen Burschen aus Elim zu gemächlich vorbeischlendert. Weit reicht sie nicht, die Solidarität.

Das Mädchen in den rosa SurfsHORTS ist auch da, mit einer Freundin verkauft sie rosa Zuckerwerk. Der Bürgermeister steht vor einem der Stände, versonnen betrachtet er ein Acrylgemälde. Es zeigt die Schlacht von Bloodriver, 1838. Auf dem Bild stürzen viele Schwarze, von Pfeilen durchbohrt, in den Fluss. Blutwolken ziehen durchs Wasser.

Der Bürgermeister mag Geschichte, er weint fast, wenn er an den Krieg gegen die Engländer denkt, vor mehr als hundert Jahren war das, als 25 000 burische Frauen und Kinder in Konzentrationslagern starben. Das sei fast so gewesen wie in Deutschland mit den Juden. Nur, dass er an den Holocaust eigentlich nicht glaube.

Orania ist ein Dorf von Siebenhundert. Fünfzig Millionen Menschen leben in Südafrika, etwa neunzig Prozent davon haben keine weiße Haut. Das muss sich auch Nelson Mandela gedacht haben, als er 1995, erster schwarzer Präsident des Landes, unter dem Schlagbaum hindurch in die Privatsiedlung schritt. Um bei der Witwe von Hendrik Verwoerd vorbeizuschauen: Auf eine Tasse Tee mit der Frau des Mannes, der ihn vor dreißig Jahren ins Gefängnis brachte. «



OUT OF LUSTENAU

Heute hier, morgen dort – Philipp Hämmerle wollte acht Monate Auszeit nehmen. Doch jetzt reist er schon sechs Jahre durch die Welt und will nicht mehr zurück nach Vorarlberg

Text: Arwen Möller
Fotos: Philipp Hämmerle



Weltenbummler
Philipp Hämmerle am Fuße
des Annapurna in Nepal,
mit 8091 Metern einer der
höchsten Berge der Welt

Nach zwei Stunden hat er sein Ziel erreicht.

Der Vollmond taucht den Gipfel des Kenashi-yama in silbernes Licht. Vor Philipp Hämmerle liegt die menschenleere Abfahrt. Weit unten glitzern die Lichter von Nozawa Onsen. Dort sitzen sie jetzt entweder in den heißen Quellen, gießen sich das schwefelige Wasser über die nackten Körper oder singen Karaoke in den Kneipen des japanischen Skiortes. Manche sind wohl schon zu Bett gegangen, um morgens um halb neun wieder am Lift zu stehen. Auf die Idee, in der Nacht alleine den Berg hinauf zu steigen, kommt niemand. Außer Hämmerle. Schwitzend zieht er sich ein wärmendes Fleece unter den Anorak. Es ist deutlich unter Null. Doch der Aufstieg hat ihn scheinbar kaum Kraft gekostet. Ganz ruhig schaut er ins Tal. Hier oben sieht die Welt fast so aus wie Zuhause: Wie in Lustenau, die Marktgemeinde in Vorarlberg, die Philipp Hämmerle an einem grauen Dezemberabend 2004 verlassen hat.

Hämmerle schnallt seine Carvingski vom Rucksack und schlüpft in die Skischuhe. Er hält noch einmal an, kurz vor der Kuppe, ehe der Berg steil abfällt: Dann jagt er die Piste hinunter, springt mehr, als er carvt und bremst erst, als die Piste am Dorfrand endet. Gut 1000 Höhenmeter in zehn Minuten. „Nur der Berg und ich, das brauche ich, um abzuschalten“, sagt Hämmerle und atmet hörbar aus. Er ist Skilehrer in Nozawa Onsen, der einzige europäische am Ort. Seit drei Monaten unterrichtet er Australier, Kanadier und Koreaner im Skifahren und Snowboarden. Der japanische Wintersportort, fünf Autostunden nordwestlich von Tokyo, ist nur ein Zwischenstopp auf Hämmerles Reise durch die Welt. Der 27-jährige ist seit sechs Jahren ununterbrochen unterwegs. Ein moderner Globetrotter mit Kreditkarte, Laptop und Digitalkamera. Immer wieder sucht er sich einen Job, mal als Kellner, Nachtportier, Ski- oder Yogalehrer. Hat er genügend Geld zusammen, zieht er weiter.

Sein momentanes Zuhause ist eine unbeheizte Dachkammer in einem Hostel, knapp 16 Quadratmeter groß, mit zwei auf dem Boden liegenden Futon-Matratzen, eine für den kanadischen Snowboardlehrer, die andere für ihn. Aufrecht stehen kann Hämmerle mit seinen knapp ein Meter neunzig in der Kammer nicht. Als Skilehrer für die Gäste des Hostels muss er für das Zimmer nichts bezahlen und verdient noch 3000 Euro im Monat. Ausgaben hat er kaum. Drei Monate werden so reichen, um im April weiterzureisen.

„Man braucht eigentlich nichts“, sagt er. Neben seinem Ski-zeug passt sein ganzer Besitz in einen kleinen Rucksack: Laufschuhe, drei Jeans, ein paar T-Shirts, Hemden, die Stirnlampe und

ein paar Bücher. „The Prophet“ von Khalil Gibran liegt neben seinem Futon, eine Sammlung von Lebensweisheiten, geschrieben in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts. „Was Khalil über Familie schreibt, damit stimme ich komplett überein“, sagt Hämmerle. „Eure Kinder sind nicht eure Kinder“, sagt der Prophet in dem Buch. Und: „Ihr dürft ihnen eure Liebe geben, aber nicht eure Gedanken, denn sie haben ihre eigenen Gedanken.“

Hämmerle ginge mit seinem Dreitagebart, den grünen Augen, dem athletischen Körper und seinen markanten Gesichtszügen auch als Dressman durch. Wenn er in Nozawa Onsen über die Straße läuft, drehen sich die Japaner um. Manche machen ein Foto von ihm. Eine Schulklasse umringt ihn und fragt ihn aus: „Where are you from? What's your name? Do you like Japan?“ Hämmerle antwortet in fließendem Englisch mit US-amerikanischem Akzent: Aus Österreich kommt er und yes, er mag Japan. Ein wenig erinnert ihn diese Sauberkeit und Ordnung, dieses durchorganisierte Japan an dort, wo er herkommt. Das ist es auch, was ihn an Japan stört, aber das sagt er den Schülern nicht.

Wenn er nicht im Dorf essen geht oder auf der Piste steht, sitzt Hämmerle im Frühstücksraum des Hostels auf einem Kissen, vor sich sein MacBook, und sortiert Fotos für seine Homepage.

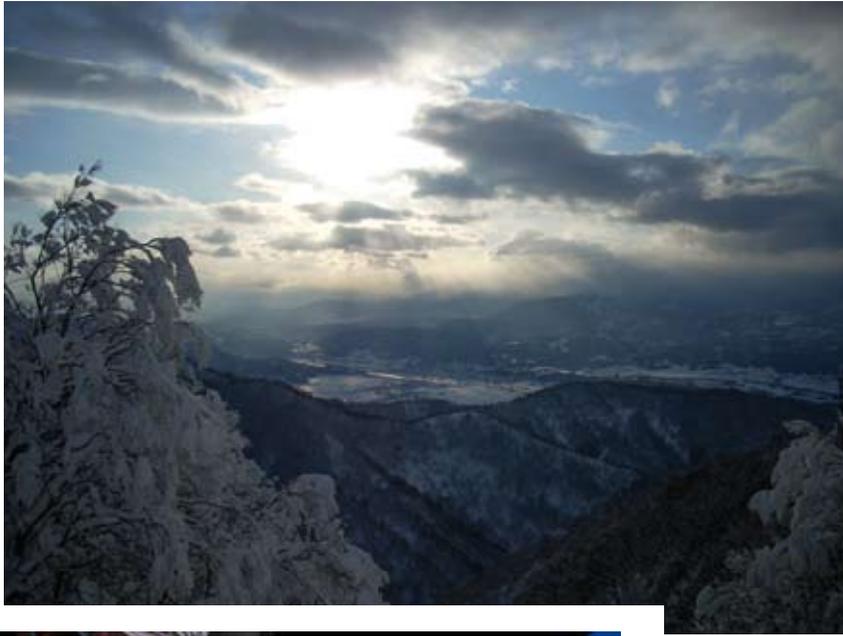
Wie ein Getriebener hat er in den vergangenen Jahren drei Kontinente durchreist. Er lebte in New York, Toronto und Sun Valley, reiste durch Indien und Nepal und holte sich zuhause in Österreich nur die Skiausrüstung für Japan. Wie im Rausch hat er auf seinen Reisen fotografiert.

Auf einem Selbstportrait sitzt er auf einem Busdach. Der Fahrtwind weht durch sein Haar. Eine Aufnahme von seiner Indienreise. Mal mit dem Zug, mal mit dem Bus, zu Fuß und mit dem Motorrad. Wie in den 70ern und 80ern schon zahlreiche Hippies und Freaks zog es auch ihn nach Indien. Ein anderes Bild zeigt ihn winzig klein vor einem schneebedeckten Achttausender in Nepal. Der Himalaya türmt sich hinter ihm wie eine weiße Wand. USA, West Coast: Die Wellen rollen smaragdgrün auf die Küste zu. Die Felsen stürzt dem Meer entgegen. Oben über der Brandung steht ein Häuschen. Das Bild erinnert ein wenig an die Erzählungen von Henry Miller über Big Sur, eine Kommune an der kalifornischen Küste. New York, Times Square: Philipp Hämmerle steht in der Stadt, die niemals schläft. Vor der Abendsonne streckt er seine rechte Faust triumphierend in die Höhe. In der anderen Hand hält er sein gelbes Rennrad. Es hat ihn quer durch den nordamerikanischen »



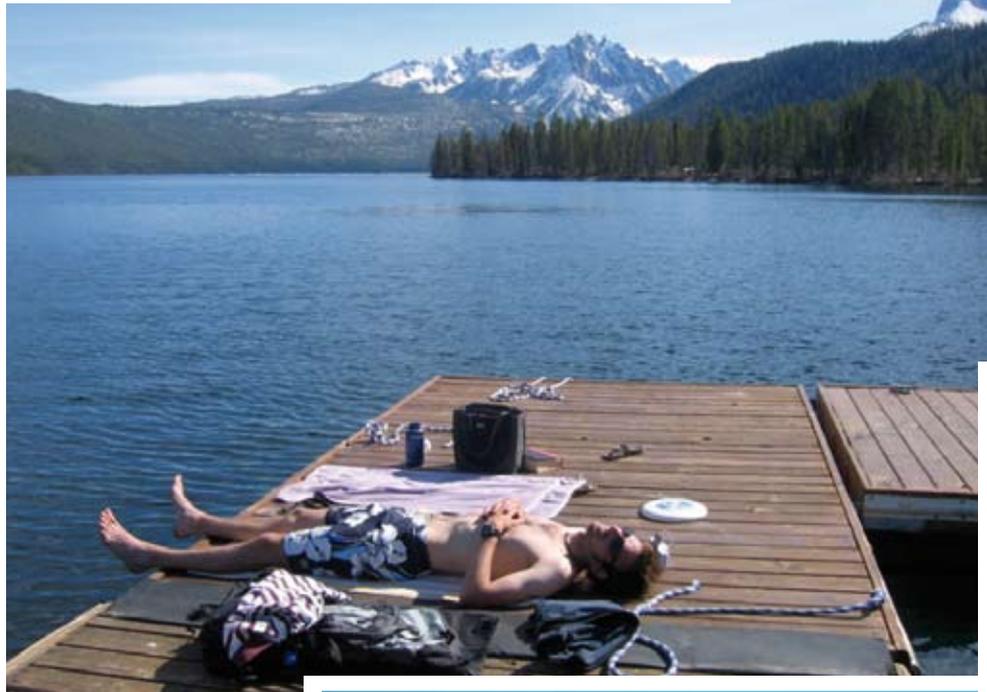
Zu eng wurde es ihm hier: Die Kleinstadt Lustenau in Vorarlberg (oben). In der Militärkapelle des österreichischen Heers schlug Hämmerle die Becken (unten)

Wie ein Getriebener hat er in den vergangenen Jahren drei Kontinente durchreist.



Zu Lande, zu Wasser und in der Luft
Hämmerle ist jedes Verkehrsmittel recht, Hauptsache es geht weiter. In Japan sind es die Ski, in den USA waren es Rennrad und Fallschirm, in Indien das Dach eines Busses. Überall macht er Fotos und stellt sie auf seine Homepage

Beweismaterial einer schönen Flucht Eindrücke aus den USA, Nepal und Japan. Eine Schulklasse bestaunt den hochgewachsenen Europäer in Nozawa Onsen (Mitte rechts)



Treib gut Aus Stein sind die Berge zwar überall, aber das Wasser schmeckt anders und eintönige Straßen sind in der Fremde spannender als Daheim. Länger als vier Monate hält es Hämmerle an keinem Ort aus

*Hämmerle sagt immer noch „dahoam“,
wenn er von Lustenau spricht*

» Kontinent getragen. Die Radlerhose entblößt nur einen schmalen, weißen Streifen auf den sonst gebräunten Beinen, kein Gramm Körperfett zuviel. Hämmerle wirkt glücklich. Er hat es geschafft.

Ein Foto auf dem MacBook fällt heraus aus der Reihe der Postkartenmotive. Es ist sein Elternhaus in Lustenau: Ein weißer, dreigeschossiger Bau. Ein Haus wie viele andere. Der golfgrüne Rasen davor ist akkurat getrimmt. Graue Steinfassungen begrenzen die Beete. „Für diesen Garten haben meine Eltern sogar einen Preis gewonnen“, sagt Philipp Hämmerle, der in dieser Idylle aufwuchs und dort heute leben könnte. Die helle Maisonette-Wohnung im Dachgeschoss halten seine Eltern für ihn frei. „Lieber würde ich in einer Schuhschachtel wohnen als dort“, sagt er.

Für den als Nachzügler geborenen Sohn eines Lebensmittelhändlers war alles eingetütet: Grundschule, Mittelschule, höhere technische Lehranstalt. Mit seinem Abschlussprojekt für die Matura – die Energieversorgung einer Bergstation – gewann Hämmerle einen Preis. Selbst beim österreichischen Heer lief alles noch wie nach Fahrplan: Er schlug die Becken in der Militärkapelle. Eine Karriere als Schlagzeuger oder Ingenieur stand ihm offen. Vor seinem Studium wollte er noch eine Auszeit nehmen und reisen – wie Zehntausende von Schulabsolventen jedes Jahr. Acht Monate sollten es werden. Sechs Jahre sind es jetzt.

In Lustenau markiert der in sein Bett gemauerte Rhein die Grenze zur Schweiz. „Willkommen in Lustenau“ grüßt eine LED-Anzeige am Ortsschild. Ein Tabledance-Club, ein Billardcafé und die Jugenddisko „Die blaue Sau“ locken direkt daneben. Lustenau ist eine saubere 21000-Einwohner-Stadt mit Bausünden und Betonblöcken. Der Ortskern ist streng modernisiert, ein Dreiklang aus Kirche, Rathaus und Einkaufszentrum. „Zu eng“ sei ihm dort alles, diese „betonierte Biographien“. Immer wieder spricht er von dem „System“ und den „Strukturen“, die er als bedrückend empfindet. „Planen – wenn ich das Wort schon höre, stellt es mir die Haare auf.“

Wenn er von seiner österreichischen Heimat spricht, beginnen seine sonst so ruhigen Hände mit der Luft zu ringen. „Wenn ich dort bin, nach zwei, drei Wochen, dann geht bei mir alles wieder zu.“ Seine Augen weiten sich dann, wie die eines fliehenden Pferdes. „Meine Eltern verstehen mich nicht“, sagt er. Für sie war etwas anderes wichtig: Arbeiten, Kinder kriegen und „dahoam“ alt werden, in Lustenau. Auch er sagt noch immer „dahoam“, wenn er von dort spricht. Aber es klingt irgendwie fremd.

„Im Jetzt leben, weniger in der Zukunft oder in der Vergangenheit“, das will Hämmerle, „ganz im Moment sein.“ Das fasziniert ihn auch an der Fotografie. „Wenn ich fotografiere, ist alles andere unwichtig, nur das Bild zählt.“ Er will nur noch seinen Gefühlen und Träumen vertrauen. „Leider verwirklichen viel zu wenig Leute

ihre Träume“, findet er. Mit dem Radtrip quer durch Amerika hat er das gemacht, auch wenn er anfangs gegen Angst und Zweifel kämpfen musste. „Ich habe auf mein Gefühl gehört, und alles war möglich“, sagt er und seine Augen leuchten. Auch die körperliche Herausforderung war kein Problem. Eher im Gegenteil, die 5652 Kilometern quer durch die USA hat er ohne Vortraining in 39 Tagen durchgetreten. Beim Trekking in Nepal hat er auf gut 5000 Höhenmetern alle Trekkinggruppen und Wanderer überholt. „Zum Schluss bin ich fast gerannt“, sagt der Outdoorfreak. Eine Krankenversicherung besaß er damals nicht. „Ich wusste einfach, mir passiert nichts.“ Mittlerweile hat er wieder eine, doch eigentlich sind Versicherungen für ihn „ein Geschäft mit der Angst, was alles schief gehen kann“. Er macht lieber die Gegenprobe: „Was kann alles gut gehen?“ Am „American Dream“ orientiert er sich, auch beruflich: Vom Tellerwäscher zum Millionär, alles ist möglich, man muss es nur wollen und in die Tat umsetzen.



Allein auf dem Berg Hämmerle hat Stress, Erwartungsdruck und Absicherungen hinter sich gelassen und schaut gelassen in die Zukunft

Doch es gab auch Tiefpunkte. „In Indien war ich gegen Ende richtig ausgebrannt, mir ging das Geld aus“, erzählt er. Das viele Hin und Her, auch mit dem Essen hatte er sich gehen lassen, kein Yoga mehr gemacht. „Ich war des Reisens müde.“ Die Vergangenheit meldete sich zurück. Immer wieder zweifelte er: „War das die richtige Entscheidung?“ Und er fragte sich: „Was tust du da eigentlich?“ Er hatte kein Vertrauen mehr in sich selbst und überlegte, zurück zu gehen, nach Österreich. „Doch irgendwie hatte ich auch das Gefühl, in Indien noch nicht fertig zu sein“, erinnert er sich. Dann igelte er sich die letzten sechs Wochen in Dharamsala ein, machte Yoga und kam zur Ruhe. Heute ist er überzeugt, dass er dieses Tief gebraucht hat, um den „Selbstdruck“ zu lösen. „Irgendwas hat sich da verändert“, sagt er, „und dann konnte ich loslassen.“

Seitdem sieht Hämmerle der Zukunft gelassen entgegen, egal, was kommt. Entscheidungen trifft er von Fall zu Fall. Und

so denkt er auch weiterhin nicht an festen Wohnsitz und Karriere. Heiraten und Familie? Das kann er sich mittlerweile sogar vorstellen, was auf Vorarlbergerisch so viel heißt wie: „wann’s basst.“ Denn auch was die Liebe angeht, stimmt er mit Khalil Gibran überein. Der schreibt in seinem Buch: „Liebe besitzt nicht, noch lässt sie sich besitzen.“ Das weiß Hämmerle auch aus eigener Erfahrung. Nach vier Jahren interkontinentaler Beziehung hatten sich er und seine damalige Freundin getrennt. „Obwohl es gegen Ende immer besser wurde“, erzählt er. Er wollte nicht nach Österreich zurück, seine Freundin schon. Das war vor gut zwei Jahren. Fest gebunden hat er sich seither nicht mehr. Doch er ist auch nicht als Wandermönch gereist. Vielmehr als Wanderarbeiter, denn, auch wenn er alle Karriereoptionen in der Leistungsgesellschaft links liegen lässt, bleibt er doch ein Teil des „Systems“. Er tauscht seine Arbeitskraft gegen Geld. Doch dann sagt er wieder „tschüss“, steigt in den nächsten Flieger – mit One-Way-Ticket und Open End. «

ICH BIN RAUS – DAS MAKING *OFF*



In sieben Tagen erschuf Gott die Welt. Da müsste es doch mit dem Teufel zugehen, wenn es mir nicht gelänge, innerhalb dieser Frist eine Reportage zu schreiben! Die erste Hürde – Themenfindung – nehme ich mit Bravour. Bei der morgendlichen Lektüre meiner Zeitung trifft mich die Eingebung wie ein Kugelblitz: Ein Dorf und sein aus der Haft entlassener Vergewaltiger. „Raus du Sau!“ steht auf den Plakaten, mit denen die Nachbarn vor seinem Haus patrouillieren. Das schreit nach Reportage! Ich werde sofort nach Heinsberg fahren, zu Karl D., meinem Thema.

Text: Nico-Elliot Kälberer
Illustration: Martin Wojciechowski

TAG 1

Eigentlich hätte mir schon in Geilenkirchen auffallen müssen, dass meine Geschichte unter keinem guten Stern steht. Am Busbahnhof angekommen, sehe ich schnell auf die Uhr, die hoch über mir im Eingangsbereich prangt und mir noch Zeit für eine Zigarette und einen Cappuccino signalisiert. Mit dem wärmenden Pappbecher in der Hand schlendere ich vorbei an heruntergekommenen Spielhöhlen und Sportwettbüros. Ob ich Karl D. wohl mit Du ansprechen soll?

Wieder am Busbahnhof zurück sehe ich erneut auf die Uhr und stelle verwundert fest, dass es immer noch 9:18 Uhr ist. Mein erster Gedanke: Ich bin gerade Zeuge eines wahrhaft ungeheuerlichen Phänomens. Steht die

Zeit tatsächlich still? Meinen es die Götter gnädig mit mir und gewähren mir noch ein wenig Aufschub? Enttäuscht stelle ich beim Blick auf mein Mobiltelefon fest, dass bloß die Uhr stehen geblieben ist. Und die Zeit noch wunderbar funktioniert.

Ich habe meinen Bus um ein paar Minuten verpasst und nehme auf dem nassen Haltestellenbänkchen Platz. Zeitverlust: rund eine Stunde.

Heinsberg ist nicht gerade das, was man eine Schönheit nennen kann. Hat hier jemand sämtliche missratenen Entwürfe der Nachkriegsarchitektur gesammelt, um sie aus reiner Bosheit in die Tat umzusetzen? Bewohnt wird die Kreisstadt von 42 000 rotgesichtigen Menschen, die meist übel gelaunt sind und zu keinerlei Fragen eine vernünftige Antwort geben können oder wollen.

Ich zittere in das nächste italienisch anmutende Café. „Hallo, einen Cappuccino bitte!“ Die thailändische Bedienung bringt mir zum Kaffee noch ein Schnapsglas mit Sahnehäubchen. Ich löfle die Sahne und stelle verwundert fest, dass sich darunter eine gelbliche Flüssigkeit befindet. Eierlikör! Ich kippe den zähflüssigen Rest in meinen Kaffee. Schließlich ist es kurz nach zehn – da kann man sich schon mal einen genehmigen. Die Heinsberger werden schon wissen, warum sie so früh mit dem Trinken anfangen müssen. Und das Beste für den Schwaben: Der Spaß kostet nur eins achtzig.

Im Hotel frage ich nach Karl D. und erfahre: Er wohnt in Randerath, einem nach Heinsberg eingemeindeten Dorf. Im Bus bin ich der einzige Fahrgast. Ich steige aus, laufe an der Dorfkirche



vorbei und erspähe endlich jemanden, einen Mann, der seinen Hund spazieren führt. Ich hole ihn ein und frage in aller gebotenen Höflichkeit nach dem Wohnhaus von Karl D. Die Antwort fällt karg aus: Mit ausgestrecktem Arm deutet er mir den Weg. „Weiter die Durchgangsstraße entlang, zum Ortsausgang!“, hätte er vermutlich gesagt, wenn er tatsächlich mit mir gesprochen hätte. Der Handweisung folgend erreiche ich nach wenigen hundert Metern das Haus, dessen Foto schon mehrfach in Zeitungen abgedruckt war. Es wirkt auf mich in seiner Banalität richtiggehend böse. Der Bruder von Karl D., der ihn nach seiner Entlassung aufgenommen hat, wohnt im ersten Stock. Die ehemalige Eingangstür im Erdgeschoss ist zugemauert, der Zugang zum Garten rechts daneben wurde mit Brettern verbarrikadiert. Man legt offensichtlich keinen Wert auf Zaungäste.

Von Demonstranten ist heute nichts zu sehen. Ich klinge und warte ein paar Minuten, dann ein zweites Mal, es geschieht nichts. Kein Laut dringt nach außen. Ich ziehe den Brief mit der Bitte um eine Interview aus der Tasche, den ich heute Morgen geschrieben habe und werfe ihn in den Briefkasten mit abgerissenem Namensschild.

Mit dem letzten Bus fahre ich nach Heinsberg zurück und warte im Hotel auf eine Nachricht, immer das Mobiltelefon im Augenwinkel. Mitten in der Nacht schrecke ich auf, doch es ist nur die SMS einer Freundin, die mir viel Glück bei der Recherche wünscht. Danke, kann ich gebrauchen, denn Karl D. meldet sich nicht-»

» TAG 2

Sonntags fahren keine Busse nach Randerath, deshalb nehme ich ein Taxi. 17 Euro später bin ich da. Ich ziehe mir die Kapuze ins Gesicht und renne durch den Regen zum Haus. Als ich sieben Stunden später zum 83. Mal den eisigen Klingelknopf drücke, fällt mir auf, dass ich wohl meine Handschuhe im Taxi vergessen habe. Ich rauche meine Zigarette und fahre zurück nach Heinsberg. Mit letzter Kraft drehe ich die Heizung auf die Höchststufe und falle in mein Bett.

TAG 3

Dass mir die Geschichte entschwindet, wird mir am nächsten Morgen klar, als ich völlig nass geschwitzter erwache. Es herrschen tropische Temperaturen in meinem Zimmer. Ich rette mich in die Dusche. Zu meinem Entsetzen stelle ich fest, dass es kein Warmwasser mehr gibt. Ich sehe in den Spiegel und ein verquollener Abkömmling des Struwelpeter glubscht mir entgegen. Ob der Hotelmanager wohl bemerkt hat, dass ich in meinem Zimmer eine Sauna-Nacht veranstaltet habe? Rache soll ja angeblich kalt serviert werden.

Der Bahnhofsuhr in Geilenkirchen werfe ich noch einen letzten, bösen Blick zu – und weg bin ich.

Ich entscheide mich für ein neues Thema: Man erzählt sich in Tübingen von einem Menschen, welcher seit Jahrzehnten ohne Strom und fließend Wasser im Wald haust. Ein echter Waldschrat, der sich jeder zivilisatorischen Annehmlichkeit bewusst entzieht und sein Süsschen lieber auf selbst gehacktem Holz zubereitet.

Tübingen ist Universitätsstadt, und wie sagt der Lateiner: *Tempus fugit* – die Zeit flieht vorbei.

TAG 4

Dank einer detaillierten Wegbeschreibung dürfte es nicht sonderlich schwer sein, die Hütte des Waldschrats zu finden. Dafür umso beschwerlicher. Meine Schuhe versinken mitunter bis zur Gänze im Schnee. Nahezu jeder Schritt rutscht nach hinten weg. Der Tübinger Schlossberg ist eine alpinistische Herausforderung für meine Chucks. Endlich oben angekommen, führt mich mein Weg vorbei an Behausungen von offensichtlich wohlhabenden Tü-

bingern. Vor jedem Eingang parkt ein Geländewagen eines deutschen Edelfabrikats. Ein paar hundert Meter weiter beginnt der Wald. Vereinzelt Gartenhäuschen säumen den Weg, dann geht es wieder ein Stück bergauf, der Wald verdichtet sich. Hier irgendwo muss sie stehen, die karge Hütte des Eremiten!

Etwas irritiert entdecke ich ein stattliches Anwesen, in dem locker eine vierköpfige Familie leben könnte. „Sonnenhalde 6“ steht auf dem Briefkasten. Das Domizil des Waldschrats.

Stacheldraht und ein schweres Tor aus Gusseisen verraten mir: Auch hier sind Fremde nicht wirklich willkommen. Ein Sticker warnt: „Ab hier beginnt die Privatsphäre! Die Piratenpartei.“ Eine Klingel gibt es selbstverständlich nicht.

Vorsichtig setze ich einen Schritt vor den anderen, da ich es vermeiden möchte, auf eine Mine zu treten. Ich rufe laut in den Wald hinein, aber es schallt nichts heraus. Ich schlage mit einer Flasche gegen die Streben des Tors, aber es passiert nichts. Mit klammernden Fingern kritzle ich meine Botschaft auf einen Zettel und



werfe ihn ein. Ich stapfe zurück und sehe, dass ich mir den gesamten Schlossberg hätte sparen können. Da fährt nämlich ein Bus hoch.

TAG 5

Tag 5 ist eine exakte Kopie von Tag 4, abgesehen davon, dass ich dieses Mal den Bus zum Schlossberg nehme und mich auf der Heimreise leichte Panik beschleicht: Nur noch zwei Tage. Und wenn ich es nicht hinbekomme, bin ich raus... Nach einer schlaflosen Nacht steht mein Ersatzthema Nummer 2: Ein Straftlassener verlässt den Knast und ich begleite ihn an seinem ersten Tag in Freiheit.

TAG 6

Von morgens bis abends hänge ich am Telefon. Ich spreche mit Pressereferenten, Sekretärinnen und Geschäftsführern von Organisationen, die mit Bewährungshilfe, Wiedereingliederung von Inhaftierten oder Ähnlichem zu tun haben. Dem Pressereferenten gefällt meine Idee. Alle sind sehr hilfsbereit und nett – bis der Geschäftsführer interveniert. Er müsse sich die Sache erstmal gründlich durch den Kopf gehen lassen und dazu brauche er Zeit... Die ich natürlich nicht habe! Wütend entwende ich meiner aufkreischenden Katze den Futternapf und beschließe auf eigene Faust jemanden zu finden. Ab morgen werde ich vor der JVA Stammheim stehen!

TAG 7

Stammheim ist eine Trutzburg, errichtet, um die Welt vor Kriminellen zu schützen. Hochhäuser mit vergitterten Fenstern, das Areal ist von mehreren Zäunen und einer unüberwindlichen Mauer aus Stahlbeton umgeben. Mir spukt die RAF im Kopf herum.

Der Parkplatz vor der Anlage ist an diesem Freitagmorgen fast leer. Die Schleuse am Eingang spuckt nur Angestellte aus, die sich gähnend in den Feierabend verabschieden.

Endlich, nach zwei Stunden, passiert etwas: Ein Mann und eine Frau besuchen ihren gefangenen Sohn. Sie sind in Eile, da sie nur eine halbe Stunde Besuchszeit haben. Trotzdem sind sie so freundlich und zeigen mir noch die Kiste mit Früchten und Schokolade, die sie ihm mitbringen. Ich wünsche ihnen „Viel Spaß!“ zum Abschied. Erst später fällt mir auf, dass meine Wortwahl nicht wirklich glücklich war.

Ich beschließe, das Gefängnis einmal zu umrunden. Vielleicht ist mir Fortuna hold und ein abgehetzter Trickbetrüger oder Heiratsschwindler im schwarz-weiß-gestreiften Pyjama kreuzt meinen Weg...

Erwartungsvoll spähe ich zu den Gebäuden: Viel erkennen kann man von außen nicht. Einen Sportplatz mit Basketballkorb, Innenhöfe, sonst nur Mauern, Zäune. Die

Route am Gefängnis entlang scheint unter Freizeitsportlern beliebt zu sein, zumindest begegne ich Joggern und Nordic-Walkern, allerdings keinem im Sträflingsanzug.

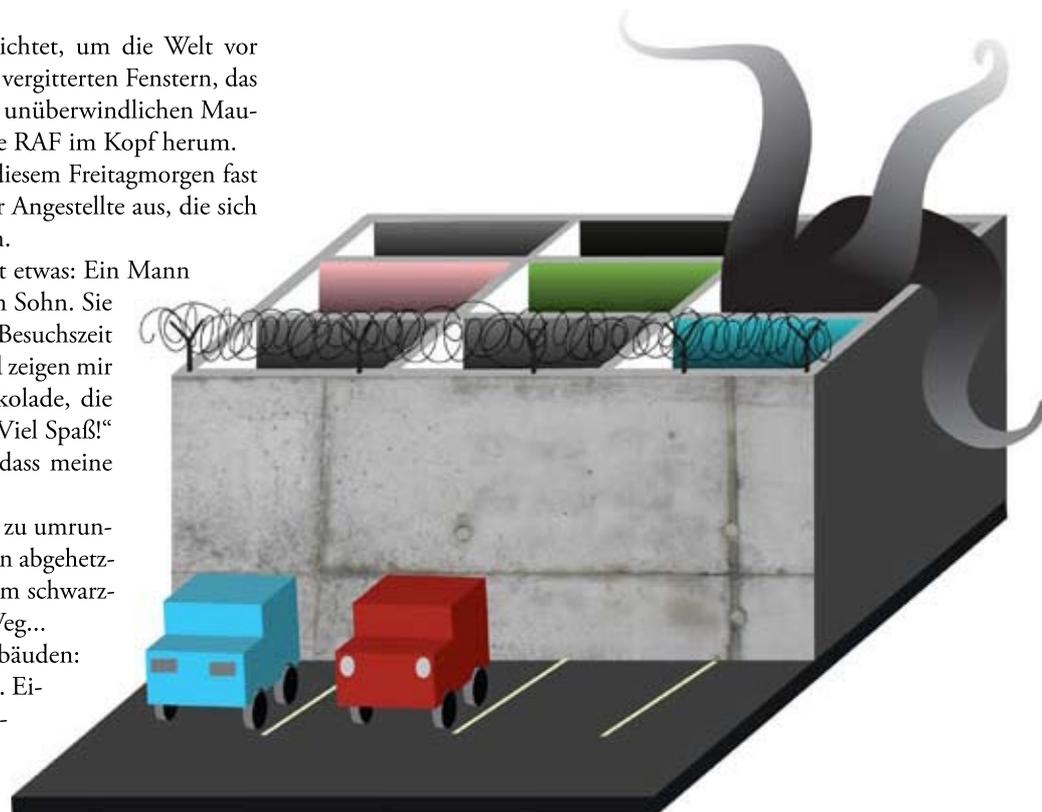
TAG 8

Ich lese gerade einen Aushang des Oberlandesgerichtes, als mich ein freundlicher Herr in Uniform anspricht. „Können Sie sich ausweisen?“, möchte er wissen. Und: Was ich hier mache. Ausweisen kann ich mich natürlich, aber was ich hier mache, weiß ich schließlich selbst nicht mehr so genau. In den folgenden Stunden werde ich noch dreimal von drei verschiedenen Vollzugsbeamten kontrolliert.

Mir ist durchaus bewusst, dass man sich verdächtig macht, wenn man zwei Tage lang vor der JVA herumschleicht. Vor allem wenn dort zeitgleich in der Außenstelle des Oberlandesgerichtes ein Terrorprozess verhandelt wird... und ich mit meinem barthaar-genau ins Profil passe. Schließlich hatte ich seit sieben Tagen keine Zeit mich zu rasieren!

Allerdings würde selbst ich meine Auskundschaftungen für eine tollkühne Befreiungsaktion diskreter gestalten...

Das darf doch alles nicht wahr sein. Worüber in drei Teufels Namen soll ich nur schreiben? Mein Schädel brummt. Zu allem Überfluss stelle ich beim Blick in meinen Kalender fest: Gott wäre mit der Erschaffung der Welt schon gestern fertig gewesen. «



WIR MÜSSEN HIER RAUS! ...

DIE AUTOREN



Nicola Abé
nicoabe@gmx.net
0176 24703370



Mathias Becker
mathias.becker@yahoo.de
0178 1429331



Agnes Fazekas
agnes@fazekas.de
0179 1213810



Christina Franzisket
info@christina-franzisket.de
0176 20644345



Jennifer Giwi
jennifergiwi@gmx.de
0179 7680761



Patrick Hemminger
patrick.hemminger@googlemail.com
0176 64246478



Nico-Elliot Kälberer
nekaelberer@gmail.com
0163 6322223



Johan Kornder:
jkornder@web.de
0176 81022131



Thomas Krause
thomas@tkrause.de
0163 2503818



Arwen Möller
arwen.moeller@live.de
0177 7271111



Dagny Riegel
riegel@dagny.de
0170 2317934



Jan Söfjer
soefjer@gmail.com
0160 5081142

... UND WIR WERDEN ES SCHAFFEN, WIR WERDEN ES SCHAFFEN.
Ton, Steine, Scherben

DIE ART
DIREKTORIN



Claudia Haas
 claudia@haas-design.com
 0162 6979873

DIE FOTOGRAFEN



Katharina Alt
 info@katharinaalt.de
 0172 7204928



Vivian Balzerkiewitz
 mail@vivianbalzerkiewitz.de
 0175 2461789



Hannes Jung
 mail@hannesjung.com
 0176 96178150



Nora Klein
 norakl@gmx.de
 0172 8536805



Hanna Lenz
 hanna.lenz@yahoo.de
 0176 26237008



Jan Lieske
 janlieske@googlemail.com
 0173 1917632



Kai Löffelbein
 loeffelbein.foto@gmail.com
 0151 20116367



Felix Schmitt
 mail@felixschmitt.com
 0163 6604952



Mario Wezel
 mario.wezel@googlemail.com
 0176 83252907

